



# **War was?**

Ungenaue Geschichten Teil 1

Von Isa Tschierschke

1. Auflage, Dezember 2023

© Isa Tschierschke – alle Rechte vorbehalten.

[lightning-bug.de](http://lightning-bug.de)

Lektorat: Anja Grevener, [anjagrevener.de](http://anjagrevener.de)

**War was?**  
Ungenaue Geschichten

von

Isa Tschierschke

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Der Preis der Genauigkeit

Kapitel 1 Neun Leben auf dem Lande

Kapitel 2 Bin da, aber nicht von hier

Kapitel 3 Cat Carnival

Kapitel 4 Untertan ist das neue Invasiv

Kapitel 5 Frühjahrsputz

Kapitel 6 Nach Midsommar

Kapitel 7 King of the House

Kapitel 8 Neubau am Wasser

Kapitel 9 Alte Liebe in Bonn

Kapitel 10 Schlagzeile des Sommers

Kapitel 11 Missverständnis auf Boulevard Saint-Laurent

Kapitel 12 Zurück in die Zukunft

Kapitel 13 Unschärfe

Kapitel 14 Die Sache mit dem Korkenzieher

Kapitel 15 Sehenkönnen

Kapitel 16 Sanfte Sauna

Kapitel 17 Die Sache mit der Penisklemme

Kapitel 18 Die WG-Küche bei Erdbeben

Kapitel 19 Die Hammerschlag-Kassette

Kapitel 20 Sorgenpüppchen

Kapitel 21 Genau 17

Kapitel 22 Die Legende von den Spritzkuchen

Kapitel 23 Abgelenkte Sternsinger

Kapitel 24 Krippenspiele

## Einleitung: Der Preis der Genauigkeit

In den Sechzigern gab es für *begabte junge Zeichner* (so stand es im Werbetext auf der Verpackung) ein Gerät zur Herstellung komplett symmetrischer Grafiken, die, besonders wenn sie mit mehrfarbigen Stiften ausgeführt wurden, einen hypnotischen, fast psychedelischen Effekt auf den Betrachter hatten. Nur – zeichnerisches Talent brauchte man dafür keines, denn die wirkungsvollen Kugelschreiber-Mandalas entstanden mechanisch mit Hilfe zweier Schablonen: einem mit Reißnägeln auf dem Zeichenpapier fixierten Ring, der an den Rändern mit kleinen, regelmäßigen Zacken versehen war und an dessen Innen- oder Außenseite man eine zweite ähnlich geformte Kreisschablone zahnradförmig kreisen ließ. Der Werbetext kündigte *unbegrenzte Gestaltungsmöglichkeiten* an, was gelogen war, da die Zahnräder der freien Hand überhaupt keine anderen Möglichkeiten ließen als die sich automatisch ergebenden, vorhersehbaren Umlaufbahnen.

Im Rückblick auf dieses Weihnachtsgeschenk von 1968 passte die Zeichenmaschine *Spirograph* genau zu dem modernen Konsumversprechen, Tausende von Kombinationsmöglichkeiten hätten irgendetwas mit Freiheit zu tun. Ganz im Gegenteil ist die automatisierte Präzision auf Dauer nicht nur langweilig, sondern als Helfershelferin der Entmenschlichung ärgerlich und bisweilen sogar gefährlich. Ihretwegen hängen wir in Warteschleifen, kämpfen mit Self-check-out-*Express*-Kassen und lassen Flugzeuge abstürzen. Vorgeblich rationale, pragmatische Algorithmen bremsen Kreativität und intuitive, menschenfreundliche Lösungsorientierung aus. Diese letztere, *fuzzy* Form der Entscheidungsfindung, die nicht-greifbare Wahrnehmung, die unausgesprochene Erwartungshaltung und das Tabu kommen in diesen ungenauen Geschichten vor. Aber auch die Missgeschicke im Namen supergenauer Regelwerke. Wer erinnert sich nicht an die vielen Adresslisten, die während der Coronapandemie für alle sichtbar auf den Restauranttischen der Republik liegenblieben, lange nachdem die Gäste, die dort ihre Daten eingetragen hatten, gegangen waren?

Die Königinnen der Ungenauigkeit sind Katzen, weshalb ihnen die Abteilung »Cat Content« auf meiner Website **lightning-bug.de** gewidmet ist. Tot oder lebendig oder beides wie in Schrödingers Box, rein oder raus, schnurren oder beißen, alles auf einmal mit ständiger Mehrdeutigkeit. Nie entsprechen sie unserer Erwartungshaltung und deshalb sind sie mit mehreren Geschichten vertreten.

Dass man am Spirographen schnell die Lust verlor, zeigt, dass es in der Kunst keinen Spaß macht, ständig der Genauigkeit zu frönen. Aber auch vor uns Leser:innen macht der Zwang zum Faktencheck nicht halt, und der erste Akt der Kontrolle beim Lesen ist immer die Frage nach der »Wahrheit«. Ian McEwan machte sich beim Hamburger »Harbourfront Festival« im November '22 genau darüber lustig. Womöglich auch deshalb, weil er, als Kenner der deutschen Kultur und Mentalität, den Zwang zur Präzision für eines unserer Merkmale hält. »25 Prozent«, grinste er seinen Interviewer an, als der nach dem autobiografischen Anteil des Romans fragte. Diese Zahl ist natürlich McEwans Lust an der Satire, aber der Moderator gab sich damit zufrieden. Ganz im Ernst sozusagen. Daher werde ich McEwans Idee aufgreifen und jede meiner Geschichten mit einem prozentualen Autobiografie-Anteil versehen: von *ziemlich genauen Geschichten* (über 70 Prozent) bis *wesentlich ungenaueren Geschichten* (unter 50 Prozent) bis hin zu *unverschämt erfundenen Geschichten* (höchstens 10 Prozent), die zur Steigerung der Leser-Irritation womöglich eine Ich-Erzählerin haben. Das erspart mir zumindest die Rückfrage: »Ist das eine wahre Geschichte? Wieviel von deinem Leben steckt in dieser Geschichte?« So gewinne ich Zeit, um mir eine befriedigende Antwort auf die unweigerlich folgende nächste Frage zu überlegen: »*Welche 25 Prozent denn?*«

In ihrer Rede zur diesjährigen Verleihung des *Deutschen Buchpreises* sprach Karin Schmidt-Friderichs, Verlegerin, Autorin und Vorsteherin des *Börsenvereins des Deutschen Buchhandels*, davon, dass Lesen »Empathie-Training und Toleranzschule« sei, »Denkanstoß« und, jetzt kommt's, »Ambiguitäts-Coaching«. In diesem Sinne!

## Kapitel 1 Neun Leben auf dem Lande

Ich fahre durchs hessische Hinterland, und gerade, als ich denke, dass man hier ganz schnell depressiv werden könnte, rennt mir eine Katze (grau, getigert, so viel kann ich gerade noch sehen) von rechts unters Auto. Es gibt einen dumpfen Knall, ich bremsen ab, schaue beim Rechts-Ranfahen in den Rückspiegel. Kein Opfer auf dem Asphalt hinter mir. Oh, nein! Jetzt habe ich sie angefahren und sie versucht, sich schwer verletzt in Sicherheit zu bringen.

Ich steige aus und scanne die umliegenden Gehöfte. Das Tier kann zu jedem Haus gehören, aber irgendwo muss ich ja anfangen. Gleich an der ersten Haustür habe ich Glück. Es öffnet jemand, und ich finde sogar Gehör. Einen Moment lang hatte ich befürchtet, mir die unter Landwirten verbreiteten Sprüche anhören zu müssen: »Ist doch bloß 'ne Katze. Wieso machen Sie da so ein G'schiss?«

Die Frau fragt: »Wie sah sie denn aus?«

Ich beschreibe, was ich sehen konnte.

»Ja, das ist bestimmt meine.«

Mir sinkt das Herz. Ich sehe sie schon wimmernd vor mir auf den Boden sinken und höre sie — schlimmer — dem Kind, das gerade die Treppe herunterkommt und »Was ist denn?« fragt, mit tonloser Stimme und einfachen Worten den Tod erklären.

»Die macht so was häufig«, sagt sie stattdessen und wendet sich wieder ihren Töpfen zu.

»Wie meinen Sie?«

»Na, sie jagt Autos«, erklärt sie, steckt sich den Kochlöffel zum Abschmecken in den Mund. Dann zeigt sie damit auf die Terrassentür: »Da isse doch.«

Dieselbe graugetigerte Katze, die ich schwer verletzt im Straßengraben wähnte, betritt das Parkett des Wohnzimmers, hält einen Sekundenbruchteil inne, als sie meiner gewahr wird,

und schwingt sich mit zweifellos unverletzten Sprunggelenken aufs Sofa, wo sie mit der Fellpflege beginnt.

»Ich dachte«, setze ich an, aber der Kochlöffel winkt ab.

»Lassense man, Sie sind nicht die Erste, die deswegen klingelt. Für die ist das Sport. Man kann hier sonst ganz schnell depressiv werden.«

Autobiografie-Anteil: 100 Prozent

## **Kapitel 2 Bin da, aber nicht von hier**

Das mit meiner ungenauen Herkunft ging schon bei meiner Geburt los. Die Frage »Wo kommst du her?« kann ich nicht mit einer genauen Gegend beantworten, aber die Frage »Wo bist du geboren?« natürlich schon.

»In Bonn.«

Meistens kommt so eine Reaktion wie »hübsches Städtchen«, aber manchmal erinnert sich auch jemand daran, was ein amerikanischer Nachrichten-Korrespondent einmal über die deutsche Bundeshauptstadt gesagt hat: »Half as big as a Chicago cemetery – and twice as dead.«

»Ich kann's nicht wirklich beurteilen«, sage ich dann ehrlicherweise, »ich habe dort nie gewohnt.«

Dann muss ich immer erklären, dass meine Mutter das 20 Kilometer entfernte Siegburg, wo wir eigentlich zu Hause waren, zu bedeutungslos fand. Als die Wehen stärker wurden, hat sie sich mit dem Taxi ins Uniklinikum Bonn auf dem Venusberg bringen lassen. Das war damals das Krankenhaus, in dem alle Diplomaten-Gattinnen niederkamen.

»Was für ein Aufwand«, sagte eine Freundin, der ich das erzählte. Ich aber versetzte mich in die Lage meiner erwartungsfrohen Mutter, und wie immer tat ich das übergangs- und mühelos.

»Naja«, sagte ich, »es hätte ja auch sein können, dass ich ein Junge werde.«

### **Ein Programm fürs Leben**

Meine geografische Herkunft taugte also nicht zur Identitätsbildung. Dazu kam, dass wir alle drei Jahre umzogen, nämlich immer dann, wenn mein Vater befördert wurde. Es sind

nicht die Straßen, die das Zuhause meiner Kindheit ausmachen, sondern die Möbel. Schwere Möbel, viele aus Eiche, von denen Mutti behauptete, sie seien »für die Ewigkeit« gemacht. Dass die deutsche Ewigkeit durch sogenannte Generationen getaktet ist, und dass ich Teil einer solchen Generation bin, wurde mir mit 30 zum ersten Mal richtig klar. Ich las Walter Wüllenwebers *Wir Fernsehkinder. Eine Generation ohne Programm* von 1994. Darin beschreibt der Autor treffend, wie identitätsbildend das Fernsehen als neues Medium für die erste Generation war, die damit aufwuchs.

Wie bei den meisten bundesdeutschen Familien der Siebziger und Achtziger stand der Fernseher auch bei uns im Mittelpunkt des Abends. Er war in einer Schrankwand aus Eiche untergebracht, wie ein wertvolles Altarbild. Um neunzehn Uhr wurden die Flügeltüren von meinem Vater zeremoniell geöffnet, und der Fernsehabend begann mit den *Heute*-Nachrichten. Deshalb wurde immer pünktlich um 18.15 Uhr gegessen und immer am Tisch, nicht vor dem Fernseher. Eine Regel, die ich später in meinen eigenen Wohnungen aufrechterhielt, auch wenn einige davon so klein waren, dass der Esstisch im Sichtbereich des Fernsehers stand. So bekam man beim Essen mit, wo gerade wieder ein Krieg begann, Geiseln genommen wurden oder, falls man vor den Nachrichten einschaltete, was am besten gegen Verstopfung oder nächtlichen Harndrang half und welche Tampons die höchste Sicherheit boten. Die Werbung für Windeln, dicke und durstige Küchentücher, Menstruations- und Inkontinenzeinlagen machte mir klar, dass im Laufe des Lebens irgendetwas immer ausläuft und dass dieser Fluss unbedingt versteckt, unterbunden oder trockengelegt werden muss. Dafür durchläuft eine Frau hierzulande den ganzen Zyklus von *o.b.*-Produkten. Also mini = ein Tropfen für Debütantinnen, medium = zwei bis drei Tropfen für die normale Frau, super = fünf Tropfen für ältere Semester mit starkem Blutfluss kurz vor der Menopause. Kaum ist das erledigt, braucht die reife Frau erneut »sicheren Schutz«. Diesmal vor ihrer Blase. Sie fängt also bei *Tena* wieder mit einem Tropfen (discreet) an, um sich bis zu ihrem Tod im Pflegeheim zu den Pantys und Seniorenwindeln vor- oder vielmehr zurück zu arbeiten. Es scheint

nur zwei dünne Zeitscheiben im Leben einer Frau zu geben, in denen sie keinen Auslaufschutz braucht. Eine, wenn die kindliche Blase unter Kontrolle ist und die »Tage« als Frau noch vor ihr liegen, und die andere, wenn das Blut endlich versiegt und sie noch nicht wieder inkontinent ist. Dies scheinen mir die zwei chancenreichsten Phasen zu sein, in denen alles, was sie unter Kontrolle halten muss, eine gelegentliche Rotznase und ihr vorlautes Mundwerk sind. Auch die Tränen fließen nicht so ergiebig in dieser Zeit, in der mehr gelacht wird als in all den Jahren vorher und nachher. Fast scheint es, als seien Tränen eine Begleiterscheinung anderer Körperflüssigkeiten.

### **Generation Sloggi trägt immer noch Triumph**

Neben dem Fernsehprogramm geben langlebige Markennamen der deutschen Bevölkerung eine ideelle Heimat. Beim Wäschefalten fällt mir auf, dass der Markenname *Triumph* in der kollektiven männlichen Wahrnehmung für britische Motorräder steht, für rasante Fortbewegungsmittel. Für Frauen bedeutet die Marke *Triumph*, obwohl mit ähnlichem Wertarbeitsprestige ausgestattet, das genaue Gegenteil. Nämlich die Dinge so starr wie möglich am Platz zu halten. Natur zähmen gegen Natur bereisen also. Büstenhalter von *Triumph* gibt es seit 1886. Und die *Sloggi*-Höschen und Bustiers tun immer noch das Gleiche, was sie immer taten, nämlich festhalten. Nur fühlt frau es heutzutage weniger. Die Nähte sind unsichtbar, die Polster versteckt, die Hülle dünner. Junge Leute wundern sich manchmal, wie alt manche Namen schon sind. Mein Sohn (26) hätte die schwedische Marke *Fjällräven* zum Beispiel nicht in den Siebzigern verortet. Das Erfolgsmodell *Kånken* sei ja ohnehin »eher so'n Frauenrucksack«. Ob das die Schweden wissend in Kauf nehmen, wenn sie ihre neuen Farben (Schwimmbadtürkis, Hellrosa und Sonnengelb in dieser Saison) auf den Markt bringen? Eine Marke zu einer Frauenmarke verkommen zu lassen, ist ein hohes unternehmerisches Risiko.

Teil einer Konsumgeneration zu sein, bedeutet zum Glück auch, dass man sich immer mal wieder sieht. Sei es auf *Facebook* oder bei Klassentreffen. Und so kann ich, aufgrund meiner

Markenzugehörigkeit, hoffen, der einen oder anderen verlorengegangenen Freundin irgendwann vor dem Tena-Regal im Drogeriemarkt einer meiner vielen Heimatstädte wieder zu begegnen.

Autobiografie-Anteil: 90 Prozent

### Kapitel 3 Cat Carnival

Ich fahre durchs hessische Hinterland zu einer der in dieser Gegend seltenen Karnevalspartys, und gerade, als ich nicht an die 30er-Zone denke, blitzt es.\* Sechs Wochen später kommt der Bescheid vom Landratsamt: zehn Euro. Offensichtlich bin ich gemäßigt gerast. Das Beweisfoto zeigt mich im Katzen-Make-up.

Nun habe ich von mehreren Seiten erfahren, dass man nur Widerspruch einlegen müsse, um sich vor der Zahlung zu drücken. Egal, wie haarsträubend oder widersinnig die Begründung sei, wie etwa: »Mein Mann hatte vergessen, den Ofen vorzuheizen, deshalb musste der Briefträger husten.« Oder: »Es regnete an dem Tag so stark, dass ich vergaß, meine Tabletten zu nehmen.« Ich kann zwar nicht glauben, dass die Behörde das gelten lässt, aber ich habe große Lust, es auszuprobieren. Ich fange also an, Blödsinn zu formulieren, was überhaupt nicht einfach ist, wenn man bei der Arbeit stets bemüht ist, sich logisch und verständlich auszudrücken.

Das Rennen macht schließlich eine Aussage, die zumindest noch Bezug zur Verwarnung hat: »Das Foto zeigt nicht mich. Meine Katze, eine geborene Rheinländerin, hat mir am Rosenmontag die Autoschlüssel entwendet, um zur einzigen Karnevalsveranstaltung im ganzen Landkreis zu fahren. Dabei hat sie wohl die Geschwindigkeitsbegrenzung in der geschlossenen Ortschaft missachtet.«

Ich habe seitdem nichts mehr vom Landratsamt gehört.

Autobiografie-Anteil: 0 Prozent

\*Vorsicht, Faschnachts-Fiktion!

## Kapitel 4 Untertan ist das neue Invasiv

Eine große Gefahr für die Artenvielfalt auf unserem Planeten sind die sogenannten *invasiven Arten*. Sie machen sich veränderte Lebensbedingungen, wie globale Erwärmung oder das Fehlen von natürlichen Feinden in einem neuen Lebensraum, zunutze und werden zu einer Bedrohung für die Einheimischen. Waschbären gehören dazu und graubraune Eichhörnchen aus Nordamerika, die unsere rotbraunen verdrängen könnten. Auch die grauen Nebelkrähen aus den Weiten Russlands ringen mit den schwarzen Saatkrähen Mitteleuropas jedes Jahr um neue Territorien.

Es gibt eine invasive Art, die so erfolgreich ist, dass sie alle Wildtiere verdrängen und überleben wird: das Haustier. Es hat seinen unschlagbaren evolutionären Vorteil einer einzigen Tatsache zu verdanken: dass der Mensch mit Freiheit nichts anfangen kann. Nicht mit seiner eigenen und mit der anderer Erdenbewohner erst recht nicht.

*Servilität* heißt das zur Zeit erfolgreichste *Survival of the fittest*-Prinzip. Und es gilt nicht nur für Tiere. In einem *Zumba Gold*-Kurs, den ich probeweise besuche, weil ich gerne tanze und fit bleiben möchte, lernen wir *Cumbia*, einen Tanz, bei dem man auf der Stelle von einem Bein aufs andere tritt und sich hüftschaukelnd nur zentimeterweise voranbewegt. Die Lehrerin schafft es, gleichzeitig breit zu lächeln, Anweisungen zu geben, mitzutanzten und dabei zu erklären, dass der *Cumbé* der Tanz afrikanischer Sklaven auf den Märkten der Karibik war, die wegen ihrer zusammengeketteten Füße nur Minischritte auf der Stelle machen konnten.

»Super! Und sieben (*klatsch*) und acht (*klatsch*). Weiter so!«, ruft sie, aber mich springt die Ironie als so erdrückend an, dass ich einen Moment mit dem Powackeln aussetzen muss. Wir steifen Westler lassen uns von den Tänzen der gefesselten Sklaven unserer eigenen ehemaligen Kolonien die Hüften befreien? Da fragt man sich doch, wer hier die Kettenträger sind.

In der Haustierwelt hat sich, ebenfalls dank ihrer eleganten Beweglichkeit, die Katze ihre Würde bewahrt. Das merkt man schon daran, dass es für Pferde und Hunde die abfälligen Ausdrücke *Gaul* und *Köter* gibt, aber keine Entsprechung dazu für Katzen. Sie waren, vor allem in Schwarz, seit dem Mittelalter verhasst und gefürchtet, aber durch die Jahrhunderte haben sie sich geschmeidig gehalten, graziös und gelangweilt. Mit anderen Worten – würdevoll.

Über eine Housesitting-Website komme ich an einen Auftrag in der Schweiz. Eine Züricher Familie will vier Tage lang verreisen, und die zwei Bengals brauchen in dieser Zeit »liebvolle Zuwendung«. Bengals sind Katzen, die Leoparden verblüffend ähnlich sehen, nur eben im gewohnten Miezen-Format. Ich kenne diese Rasse von Fotos, und als in Zürich die Tür aufgeht, werde ich willkommen geheißen und zwei Mini-Leoparden fixieren mich aus einer dunkelgrünen Sofalandschaft heraus. Mogli und Baghira heißen die beiden, und ich verneige mir die Bemerkung, dass Letzterer schwarzes Fell hatte. Schwarze Panther sind einfach nur Leoparden mit schwarzen Flecken auf schwarzem Fell, sage ich mir. Baghira scheint meine lehrerhaften Gedanken zu ahnen und reißt das Maul zu einem Gähnen auf. Tadellose weiße Hauer kommen zum Vorschein – die Verwandtschaft der Hauskatze mit dem Säbelzahn tiger ist nicht zu übersehen.

»Adé miteinander!«, heißt es 30 Minuten später, und als die Familie fort ist, sitzen die Katzen und ich uns gegenüber und fixieren einander. Wir atmen einfach nur und nehmen Verbindung auf.

Ganz stumm.

Bis ich schreie.

Mein Gekreische gellt durch die Wohnküche mit den schwarz-grauen Hochglanzfronten und dem passenden Terrazzofußboden in Anthrazit und ist womöglich noch draußen auf der Straße zu hören. Die eine Bengal hat, von mir unbemerkt, zum Sprung angesetzt und ist auf meiner rechten Schulter gelandet. Offenbar rechnet mein Stammhirn damit, dass mir im

selben Augenblick mit klingenscharfen Krallen die Halsschlagader der Länge nach aufgeschlitzt wird. Daher mein hysterisches Gebrüll.

Das Leoparden-Kätzchen verlässt augenblicklich meine Schulter, springt auf die Sofalehne und geht wieder dazu über, mich aus zwei Metern Entfernung zu mustern. Als sich mein Herzschlag beruhigt hat, stehe ich auf und gehe ins Schlafzimmer, um auszupacken.

Ich schlafe tief, die Reise hat mich erschöpft. Gegen Morgen träume ich vom Dschungel. Im Traum habe ich mich, wie ich das schon in weniger komplexen Umgebungen tue, verirrt und sicherheitshalber zum Schlafen einen Platz auf einem Baum gesucht, um besser vor Wildtieren geschützt zu sein. So fühle ich mich, auch in der Kakophonie des nächtlichen Urwalds, einigermaßen sicher und schlafe. Bis das Grollen einer Großkatze mich weckt. Ein Leopard, ein Kletterer wie ich, hat sich auf meinem Ast niedergelassen und atmet heiß in mein rechtes Ohr und auf meinen Hals. Ich öffne die Augen und der grüne Blick vor meinem Gesicht sagt zuerst: »Bitte nicht wieder schreien!« und dann: »Wir haben Hunger.« Da fällt mir ein, wo ich bin. In einem hübschen Einfamilienhaus in Witikon mit Weitsicht über den Zürichsee.

In der Küche gibt es amerikanisches Dosenfutter aus rosa Keramiknäpfen. Ich frage mich, was die zahmen Leopardchen täten, wenn ich nicht aufstehen würde. Würden sie durchs Badfenster entkommen und jagen gehen? Meine Auftraggeber haben mir versichert, dass beide »kein Interesse am Freigehen« haben und sogar ungerne auf der Terrasse seien. Wovor könnten sie Angst haben? Eine kanadische Bekannte, die in den Wäldern British Columbias wohnt, hat mir erzählt, dass dort hungrige Adler manchmal eine Hauskatze schlagen, wenn die sich zu weit vom Gebäude entfernt. Einem Nachbarn von ihr sei genau das mit einer erst sechs Monate alten Dreifarbigem, also einer sogenannten Glückskatze, passiert. Da der Nachbar, wie in dieser Gegend Kanadas üblich, zwei Kilometer entfernt wohnt, musste meine Bekannte das Drama nicht selbst mit ansehen. Allerdings verzichtete sie unter dem Eindruck des Schocks und der Trauer des glücklosen Katzenbesitzers darauf, sich selbst ein Tier anzu-

schaffen. Man stelle sich vor, denke ich, während ich den Bengals beim Fressen zugucke, ein Vogel würde einen Leoparden reißen. So weit ist es schon gekommen.

Ich öffne die Terrassentür, trete hinaus in die Morgenluft und genieße den Blick. In der Ferne sind die schönsten Alpengipfel (Eiger, Jungfrau und so) wie eine raffinierte Tischdeko aufgereiht. Zur Sicherheit schaue ich in den Himmel, ob sich nicht doch ein Bergadler hierher verirrt hat. Aber es ist nur ein Sportflugzeug in großer Höhe zu hören. Als es hinter einer Wolke zum Vorschein kommt, erscheinen seine Flügel im Sonnenschein fast transparent. Wie bei einer Libelle. Aber so weit weg vom See gibt's keine Libellen. Gibt's die überhaupt noch? Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal eine gesehen habe. Ein »Miau« holt mich aus meinen Überlegungen. Ich habe die Tür offenstehen lassen, und Mogli macht ein paar Schritte auf die Terrasse, wo sie innehält, lauscht und schnuppert.

Eine für Stadtverhältnisse erstaunlich große Wiese schließt sich an die Terrasse an. Die Scheune dahinter ist zu einer hippen Kunstschreinerei umgebaut worden, wie mir meine Gastgeber erklärt haben. Das Geschäft ginge ausgezeichnet. Der letzte Schrei aus Holz seien jetzt Einbau-Bettschränke, wie man sie in den bitterarmen und bitterkalten schwedischen Bauernhöfen in Dalarna bis in die 40er Jahre des letzten Jahrhunderts hatte. Die Bauernbutzen erobern jetzt die Schweizer *Kapselhotels*, das sind Unterkünfte, in denen die Gäste Einbauschränke statt Zimmer belegen.

»Spart dem Hotel richtig viele Heizkosten und ist ja auch schön, so ein bisschen Privatsphäre und Schutz«, erklärt man mir. Schutz wovor? Als ich einmal im Kapselhotel am Zürcher Flughafen strandete, traf ich im Waschraum einen Pulk wohlhabender Studentinnen aus Malaysia, die, ausgestattet mit den Kreditkarten ihrer Eltern, die Alpenländer bereisten. Solche jungen Frauen schlafen jetzt in ähnlichen maßgefertigten Alkoven, wie sie zu Beginn der Industrialisierung den Ärmsten der Armen, den Dienstmädchen auf Schwedens darbenen Bauernhöfen, ein bisschen Zuflucht vor Kälte und zudringlichen Blicken boten. Das nennt man in der Ideengeschichte des Wohn-Designs dann wohl *full circle*.

Eine Kreissäge springt an, Mogli wirft sich mit einem Schrei in die Luft und ist mit drei Sätzen unterm Sofa. Dabei könnte sie viel selbstbewusster auftreten. Denn während ihre Großkatzen-Verwandten in anderen Teilen der Welt ausgerottet werden, erschleicht sie sich ihre Bestandswahrung auf Minipfoten durch die Terrassentüre ins Wohnzimmer der Jäger. Wenn das keine evolutionäre Gewinnerstrategie ist. Mich hat sie übrigens nie wieder angesprungen. Sie hat schnell gelernt, nicht das Hirn zu schocken, das die Hand steuert, die sie füttert.

Autobiografie-Anteil: 40 Prozent

## Kapitel 5 Frühjahrsputz

Endlich ist es März! An dem ersten schönen Samstagvormittag habe ich die ganze Wohnung geschrubbt und die Teppiche schaumgereinigt – auch den Läufer im Flur, den meine Freigänger-Katze über den Winter völlig eingesaut hat. Sogar die Fenster habe ich geputzt. Jetzt leuchten alle Räume im Sonnenlicht, als ob sie mit sich selbst zufrieden seien.

Ich bin gerade dabei, beide Hände ein letztes Mal in *Meister Proper* zu tauchen, den Zitronenduft einzuatmen und das Mikrofasertuch auszuwringen, das heute Morgen noch neu war, als es am Briefschlitz rappelt. Ich habe die Vorstellung immer gemocht, dass der Briefträger die vier Etagen des Altbaus nach oben steigt, um mir die Post zu bringen, aber seit Neuestem gibt es Aushilfs-Postboten, die sich die Mühe nicht machen und alles in den Briefkasten im Flur stopfen. Manchmal, wenn die Sendung nicht mehr reinpasst, stellen sie die Post sogar einfach nur oben auf die Briefkastenanlage. Neugierig laufe ich in den Flur und begegne meiner Katze. Das Geräusch kam also nicht vom Briefschlitz, sondern ist die Katzenklappe gewesen. Und sie klappert immer noch, denn ein stattlicher roter Kater zwingt sich auch mit hinein und bleibt, nachdem er das geschafft hat, etwas unschlüssig vor mir stehen. Hinter den beiden zieht sich eine Spur von deutlich zu erkennenden schwarz-erdigen Pfotenabdrücken. Offensichtlich ist der Unbekannte eine Bekanntschaft aus den frisch angelegten Hinterhof-Beeten.

Frühling eben!

Ich seufze und hole den Staubsauger wieder raus.

Autobiografie-Anteil: 0 Prozent

## Kapitel 6 Nach Midsommar

Das Mittsommerwochenende ist vorbei, und Alex macht einen Abendspaziergang durch die Ferienhaussiedlung. In dem großen, weißen Haus direkt am Wasser, in dem die lauteste Midsommer-Party der Siedlung tobte, rührt sich nichts mehr. Verlassene Holzhäuser haben in ihrer Unbelebtheit immer etwas von leeren Särgen. Alex wird es unheimlich zumute. Es ist so still wie nach einer Schlacht, in der es keine Überlebenden gibt, aber als sie so dasteht und über das vergangene Wochenende nachdenkt, kommt ein Mähroboter um die Ecke. Das könnte bedeuten, dass doch noch jemand im Haus geblieben ist.

Kurz nach der Wende hatte sie ihren ersten Sprachkurs in Schweden gemacht. Eine kleine Gruppe von Studierenden aus der Sowjetunion war auch dabei, und an einen kann sie sich auch jetzt, nach dreißig Jahren, noch erinnern. Alex, die ständig Redende, nannte ihn den Einwortrussen, weil er so schweigsam war. Er selbst nannte sich Dimitri. Ein anderer Russe, Alexander, wurde natürlich sofort zu Sascha, und Alex, die eigentlich Alexandra heißt, fragte Dimitri, wie denn die Abkürzung ihres Namens im Russischen lautete. Er schaute ihr mit unlesbarem Blick direkt in die Augen und sagte ohne die geringste Spur eines Lächelns: »Frauen lassen sich nicht abkürzen.«

Dimitri kam aus Kaliningrad und hatte als Schüler nie damit gerechnet, dass er das gegenüberliegende Ufer der Ostsee jemals sehen würde. »Wahnsinn«, sagte er zu Alex, »ich kann nicht glauben, dass ich hier bin.« Dimitri war also glücklich in diesem schwedischen Sommer, aber er weigerte sich, Spaß zu haben. Die Kursleiterin ließ es ihm durchgehen. Pflichtbewusst hatte sie sich im Laufe des Mittsommer-Abends zu ihm gesetzt und ihn gefragt, warum er sich abseits hielt.

»Ich bin nicht nach Schweden gekommen, um besoffene Leute zu sehen. So was kenne ich schon von zu Hause.« Dimitri ließ seinen Blick über die Szenerie gleiten. Irgendjemand hatte dazu aufgerufen, von der Brücke in den Fluss zu springen, obwohl das gefährlich und streng verboten war. »Was soll das Ganze?« Darauf konnte die Kursleiterin keine zufriedenstellende Antwort geben. Wahrscheinlich noch nicht einmal eine, die sie selbst zufriedengestellt hätte.

Dreißig Jahre später feiert Alex wieder Mittsommer in Schweden. Es ist noch so wie damals. Alle Teilnehmer der Sprachkurse sind mit Vorbereitungen auf das Fest beschäftigt, und die Erdbeeren sind immer noch aus einheimischer Produktion, egal wie hoch die Supermärkte den Preis zum Midsommar-Wochenende auch treiben.

»Keine Bio-Qualität, aber Hauptsache schwedisch«, lacht Sofia, ihre Lehrerin, im Vorübergehen. Die Schule feiert während der Unterrichtswoche vor, damit die Lehrenden freitags, am richtigen Midsommarabend, bei ihren Familien sein können. Es gibt keinen Alkohol. Ein Zugeständnis ans 21. Jahrhundert. Einer der Sprachlehrer hat eine Drohne mitgebracht. Er lässt sie steigen, als *Små Grodorna* um den Maibaum getanzt wird. In dem Lied geht es um die Tatsache, dass Frösche keine Schwänze haben. Ungerührt steht die Drohne in der Luft und dokumentiert das alberne Tun auf der Erde. Fremdschämen kennt sie nicht, nur den Befehl Fotos zu schießen, und den führt sie präzise und ohne Mitgefühl aus. Außerdem ist nur sie in der Lage, die Vollständigkeit der Gruppe zu dokumentieren. »Schau her, Welt! Alle machen mit.«

Alex denkt an Dimitri und wendet sich der Schulleiterin zu. Sie hat einen fünfsilbigen Vornamen, der nie abgekürzt wird, und ein Lächeln, das sie den ganzen Vormittag noch nicht einen Augenblick ablegen musste. Alex fragt: »Was ist, wenn einer der Schüler nicht mitmachen möchte?«

Die Leiterin sagt, sie verstehe die Frage nicht. »Wie meinst du das, nicht mitmachen?«

»Naja, gerade junge Leute haben ja auch mal einen schlechten Tag und keine Lust auf fröhliche Gesellschaft.«

»Die Teilnahme ist Pflicht.« Das Beton-Lächeln lässt keine weiteren Fragen zu. »Wir sind wie eine große Familie hier.« Kaum wahrnehmbar zieht die Leiterin die linke Augenbraue hoch, und Alex sieht ihr an, dass sie einen Verdacht hat. Dass Alex eine heimliche Introvertierte sein könnte, getarnt als harmlose Kursteilnehmerin, die jedoch insgeheim völlig zufrieden damit ist, am Rand zu stehen und zuzugucken, wie sich erwachsene Leute zum Frosch machen. Die entgleiste Augenbraue schnappt sofort wieder in die Feiertags-Grundposition.

»Jeder will doch ein Teil des Ganzen sein.«

In der Abenddämmerung geht das automatische Licht im Wohnzimmerfenster des weißen Hauses an, um möglichen Diebesbanden Anwesenheit vorzugaukeln. Alle Nachbarn haben identische programmierbare Leuchten. Andere Lebenszeichen im Haus kann Alex immer noch nicht ausmachen, und von den drei Volvos ist keiner mehr da. Der Mähroboter biegt nach seiner Runde ums Haus wieder um die Ecke und fährt auf die Eingangstreppe zu. Vielleicht sind die Bewohner abgereist, ohne ihn abzuschalten oder auf Ferienbetrieb umzuprogrammieren. Alex fragt sich, ob das Ding im Regen draußen bleiben darf. Ob sie jemanden anrufen soll. Aber so gut kennt sie die Bewohner nicht, und wenn sie sich melden würde, wäre ihnen ihr Midsommar-Gegröle im Nachhinein vielleicht doch ein bisschen peinlich. So etwas lässt sich als Ausländerin schlecht einschätzen. Der Mähroboter knallt vor die unterste Treppenstufe und bleibt dort hängen. Immer wieder fährt er gegen die Kante. Er kann nicht anders. Er ist ein Überlebender und wird das jetzt tun, bis sein Akku leer ist. Niemand kommt, um ihm zu helfen, aber immerhin ist er noch ein Teil des Ganzen.

Autobiografie-Anteil: 30 Prozent

## Kapitel 7 King of the House

Ich sitze mit meinem Heißgetränk vor dem Fernseher, um mir Charles' Krönung anzusehen. Als ich noch ein Kind war, gehörte seine Thronbesteigung in den Bereich der Science-Fiction. Wir wuchsen mit dem sicheren Gefühl heran, dass Queen Elizabeth schon immer dagewesen war und das auch immer sein würde, und dass Charles nur da war, weil eine Königin eben auch mal schwanger wird. So wie unsere Katze damals, die auch einen »Unfall« hatte, bevor sie kastriert wurde. Als die ersten Kutschen ins Bild rollen, bricht im Stockwerk unter mir eine kräftige Männerstimme in ein maschinengewehrartiges Selbstgespräch aus, begleitet von unregelmäßigem Jaulen. Seit zwei Wochen habe ich einen neuen Nachbarn. Kann es sein, dass er das Tourette-Syndrom hat? Der junge Mann war mir eigentlich sofort sympathisch, denn als er einzog, trug er einen Siam-Mix auf dem Arm und redete beruhigend auf das Kätzchen ein. Dann schleppte er nacheinander drei Instrumentenkoffer ins Haus – und ich war alarmiert. Ich habe nichts gegen Musik, aber das Gerappe und Gewinsel von unten ist als solche nicht zu erkennen. Seufzend lege ich die Untertasse mit dem *Countryside*-Muster über meinen *English Breakfast Tea* und bringe das Milchkännchen vor meiner Katze in Sicherheit. Dann gehe ich nach unten und klingele in einer Jaulpause.

»Oje, bin ich zu laut?«

Ich versuch's diplomatisch. »Was – äh – übst du denn?«

»Einen Katzen-Song von Eminem, den eine künstliche Intelligenz komponiert hat. Ich hab' ihn noch um ein paar Riffs erweitert.« Er legt los: »Meow, meow, meow, you know who's king of the house? He drives me crazy, but I don't need a spouse!«

Sein Siam-Mix sitzt auf einem 2,40 Meter hohen Kratzbaum mit schwarzem Plüschbesatz und gähnt. Der aufgeklappte Laptop auf dem Schreibtisch zeigt ein Bild von ihm aus Kater-Kindertagen mit einer digital eingefügten Krone zwischen den Ohrchen.

»Ah okay, alles gut – ich geh’ dann mal wieder hoch.«

So ein liebevoller Katzen-Papa dürfte meinerwegen auch Heavy Metal zur Krönung spielen. Ich nehme meinen Platz wieder ein, die königliche Kutsche hat *Westminster Abbey* erreicht, unten wird weiter gehiphopt, ich hebe die Tasse und proste meiner Katze zu: »God save the King!«

Autobiografie-Anteil: 0 Prozent

## Kapitel 8 Neubau am Wasser

»Man müsste abschließen können«, sagt die Tochter. Die Ältere der beiden. Am ersten Sonntag im Juni 1969 hat die Familie in Norddeich eine Sandburg gebaut. Sie hat im Innern 4,50 Meter Durchmesser und eine muschelverzierte Mauer von 1,60 Meter Höhe. Im Burghof ist es angenehm kühl und windstill. Der feuchte Fußboden lässt den Sand nicht in die Hautritzen oder zwischen die Zähne gelangen, wie an den ungeschützten Plätzen. Die Burgwohnung wird, ausgestattet mit Sonnenschirm, Liegestühlen und Campingtisch, den Aufenthalt am Strand erst richtig angenehm machen.

Punkt siebzehn Uhr bläst der Vater zum Abmarsch und besieht mit seinen zwei Töchtern das Tagewerk, das hauptsächlich seines ist. Die Mutter ist zu Hause geblieben und wartet mit dem Abendessen. Vielleicht kann sie sogar noch eine halbe Stunde lang mit einer Decke und einer Kopfschmerztablette auf dem Sofa liegen, bevor es klingelt. Die drei bestaunen noch einmal gemeinsam die exakt geformten Zinnen mit den Tangfähnchen und die Fischmosaike aus Muscheln, als Tochttereins diesen Einwand macht. Wie werden sie die Burg über Nacht sichern? Tochterzwei, die Kleine, ist hungrig und froh, als der Vater nicht antwortet, sondern stattdessen »Kommt Kinder. Essen fassen« sagt.

So zieht sich die Familie über Nacht in ihre Wohnung zurück. Sie liegt am Rande einer ostfriesischen Kleinstadt, die sich mit nachwachsender Bevölkerung und nachwachsender Architektur vom Krieg erholt. Rückblickend verwundert es, dass im Baueifer der Nachkriegszeit keine Betonmischmaschinen und Dieselkompressoren neben den Strandkörben auftauchen. Überall entlang der deutschen Nordseeküste ist ab Juni das Knirschen von nassem Sand auf Stahlschaufeln zu hören. Öglänzende Rücken errichten Fundamente und graben sich in

den tiefenden Sand. Erinnerungen an die Wohnungslosigkeit drängen die Männer zur Aufteilung der Natur in Grundstücke.

Früh am nächsten Morgen brechen Vater und Töchter wieder auf. Sie haben die erwähnten Möbelstücke dabei und eine 20-Liter-Kühlbox in Preußischblau, der Lieblingsfarbe von Tochterzwei. Als sie ihre Festung wieder in Besitz nehmen wollen, finden sie dort eine andere Familie vor, die sich bereits mit ähnlichen Möbeln eingerichtet hat. Zunächst tauschen beide Familienoberhäupter zivilisiert vorgebrachte Besitzansprüche aus sowie Redewendungen rund ums Zuspätkommen. Nach wenigen Minuten wird klar, dass sie nur Worte, nicht jedoch die Positionen wechseln werden. Daraufhin erhöht Vatoreins die Lautstärke und Tochterzwei beginnt zu weinen. Vatoreins ignoriert dies und holt zu einem weiteren Schlag gegen die feindliche Familie aus. Die Besetzung von fremdem Gebiet, das man als Eroberer nicht selbst bebaut habe, brüllt er, sei nicht rechtmäßig verdient. Tochtereins kommt das bekannt vor. Der Vater ist in den letzten Kriegswochen aus seiner Heimatstadt geflohen, und nun wohnen andere in den großen Zimmern mit den vier Meter hohen Decken, in denen er geboren wurde und aufgewachsen ist. Weder Tochtereinsundzwei noch die Frau im Liegestuhl mit Baby im Arm sagen etwas. Die fremde Mutter hat eine ähnliche Turmfrisur wie die Mutter zu Hause, nur höher und in noch hellerem Platinblond. Um sich herum hat sie drei große Badetaschen mit Handtüchern, Proviant und Windeln im Burghof verteilt. Daneben, in Rot, ein ähnliches Kühlaschenmodell wie das von Familieeins. Sie wird das aussitzen. Sie denkt nicht daran, das einmal eingenommene Gebiet wieder aufzugeben. Sollen die Erbauer doch weiterziehen und sehen, wo sie bleiben. Weggegangen, Platz vergangen. Vatoreins schreit die Liegestuhlbesitzer an: »Schämen Sie sich!«

Kleine Spuckebläschen springen dabei ins Sonnenlicht und landen vor den rotlackierten Zehennägeln der Turmfrisur. Auch das kennen Tochtereinsundzwei. Die Aufforderung, sich zu schämen, geht oft an sie. Meistens ohne erkennbaren Grund. Sie tun es immer sofort und schämen sich eben grundlos. Alles andere gäbe Ärger. Bei den Burgbesatzern faucht und

fuchtelte der Vater umsonst. Sie sitzen wie die drei Schweinchen in dem *Disney*-Film sicher in ihrem Haus, während der Wolf davor tobt und schimpft. Woher nehmen sie den Mut, so ruhig zu bleiben? Gleichzeitig setzen die beiden dasselbe Grinsen auf und sehen damit aus wie Geschwister, nicht wie Eheleute. Sie wissen, was jetzt kommt.

Die Hände, die der Vater vor einem Moment noch drohend erhoben gehalten hat, hängen jetzt schlaff an den nutzlosen Armen und zittern. Alle warten. Tochtereins und zwei stehen regungslos und trauen sich nicht, einander anzusehen.

»Los!«, erteilt der Vater den Befehl zum Rückzug. »Es ist vorbei.«

Tochterzwei setzt sich rückwärts in Bewegung. Tochtereins lässt die blaue Kühltasche fallen und ist mit drei Schritten auf der Burgkrone. Bevor die Besatzer aus ihren Liegesesseln kommen, hat sie schon ein Drittel der Zinnen heruntergetrampelt. Vom Wasser her fährt augenblicklich ein scharfer Wind in den platinblonden Turm der MuttermitBaby. Tochtereins stampft weiter und befördert die Fähnchen aus Treibholz und Tang in die Tiefe. Delfine und Seesterne aus Miesmuscheln krümeln auseinander. Als ein Fischchen wider Erwarten ganz bleibt, springt sie mit beiden Füßen gleichzeitig darauf, woraufhin jede einzelne der zarten Muschelschalen zu Bruch geht.

Erst als Tochtereins die Runde vollendet hat, bekommt der feindliche Vater sie am Handgelenk zu fassen. Dies weckt Vätereins aus seiner Besiegten-Starre. Er stürzt nach vorne, erwischt den Besatzer an der Badehose und schubst ihn in die Reste des rückwärtigen Burgwalls. Als der fällt, öffnet sich der Blick auf und für die glotzende Nachbarsfamilie in der zweiten Reihe. Sie macht keine Anstalten einzugreifen. Tochtereins gleitet auf einer Sandwelle zurück in den Burghof, greift die blaue Kühlbox, streckt der Turmfrisur mit dem inzwischen brüllenden Baby die Zunge raus und gibt nun ihrerseits das Signal zum Aufbrechen.

Autobiographie-Anteil: 50 Prozent

## Kapitel 9 Alte Liebe in Bonn

»Harry, was ist in dich gefahren – ist dir nicht gut?«

Ich bin in Bonn und lese *Alte Liebe* von Elke Heidenreich und Bernd Schröder, das nebenan in Köln spielt. Die Handlung: Lore und Harry sind fast 40 Jahre verheiratet und haben neben ihrer Ehe und einigen wenigen Haaren auch ihre 68er-Ideen über die Zeit retten können. Harry sagt also unvermittelt »Lore, ich liebe dich« und entschuldigt sich dafür, so ein »alter Zausel« geworden zu sein. Angesichts dieses Gefühlsausbruches wird Lore misstrauisch.

Ich grinse, die Geschichte ist wirklich süß und wahr, und manchmal, also wirklich nur ganz sporadisch, bedauert unsereins ja auch, nicht auf vierzig Ehejahre zurückblicken zu können.

Andererseits gibt's dann ja die Familie. In *Alte Liebe* setzt Tochter Gloria ganz andere Prioritäten als Lore und Harry, wie Kinder das eben so tun. Sie heiratet häufig und dieses Mal richtig reich. Die beiden sind schockiert und überdenken alles: ihr Leben, ihre Erziehungsmethoden und ob sie sich nicht doch langsam mal kleiner setzen sollten. In eine Dreizimmerwohnung, zum Beispiel. Harry fragt Lore, ob das ihr Ernst sei, und man merkt: Dieser Umzug wird nicht stattfinden, denn Lore antwortet: »Was ist schon mein Ernst.«

Der Sommer in Bonn ist hart. Der Rhein hat Niedrigwasser, die Parks mit ihren sonst dunkelgrünen Auen sind eine gelb-braune Steppe und, vor allem, menschenleer. Wer kann, drückt sich vor der Hitze in der Wohnung herum oder verreist ans Meer, wo es wenigstens noch Wasser gibt. Ich gehe auf der breiten Uferpromenade in Richtung Innenstadt und entdecke ganz neue Inseln im Rhein. Es sind nur wenige Menschen unterwegs. Fahrradkuriere zum Beispiel, die mich schneiden, obwohl niemand sonst hier läuft.

Auf den Bänken sitzen vereinzelt Passanten, die sich den Schweiß von der Stirn wischen,

bevor die staubige Basecap in Olivgrün wieder drüber kommt. Einer von ihnen sieht mich kommen, grüßt freundlich und fragt, ob ich Lust habe, mit ihm einen Kaffee trinken zu gehen. Angesichts seiner ungesunden Gesichtsröte und der 36 Grad, die für so manchen deutschen Kreislauf einfach zu viel sind, frage ich, ohne nachzudenken: »Ist alles in Ordnung mit Ihnen?« So wird das nie was. Ich sollte meine Urlaubslektüre sorgfältiger auswählen.

Elke Heidenreich und Bernd Schröder: *Alte Liebe*. Roman. Fischer TB, 2009.

Autobiografie-Anteil: 80 Prozent

## Kapitel 10 Schlagzeile des Sommers

An dem Sommertag, an dem ich schwimmen lernte, brach sich mein Vater fast das Bein und Nixon musste abdanken.

Wir machen Urlaub am Kärntner Wörthersee, der einer Legende nach durch den sündigen Stolz der Bewohner einer reichen Stadt entstanden sein soll. Die Ungläubigen vernachlässigten den Kirchgang, und als Gottesstrafe wurden sie in einer Sintflut ertränkt. Bis ich diese Geschichte höre, ist mir gar nicht klar gewesen, dass Stolz eine Sünde ist.

Meine große Schwester ist schon einige Male zu der Stelle rausgeschwommen, wo linker Hand ein alter Pulverturm am Seeufer ins Gesichtsfeld rückt. Den kann ich, als Noch-Nichtschwimmerin, vom Steg aus nicht sehen. Sie berichtet mir, dass dort eine kalte Strömung die Position des versunkenen Kirchturms markiert. Dann müsse man den Bauch einziehen, damit das Kreuz auf der Kirchturmspitze einen nicht pikse. Wenn man sich auf den Rücken drehe, so dass die Ohren unter Wasser sind, könne man sonntags um elf Uhr die Glocken läuten hören. Die Toten hielten dann Gottesdienst und anders als zu Lebzeiten kämen sie alle zusammen, denn sie hätten ihre Lektion gelernt.

Im Wörtherseesommer ist das schmale Seegrundstück, das zu unserer Ferienwohnung gehört, unser Lieblingsort. Gemeinsam luge ich mit meiner Schwester durch die Astlöcher ins Umkleidehäuschen, um einen Blick auf die Geschlechtsteile unserer Nachbarn zu erhaschen. Es riecht nach Holzschutzmittel und Plumpsklo. Abends, wenn wir im Bad sind, lauschen wir, was die Eltern im Schlafzimmer nebenan bereden. Wir teilen uns ein großes Doppelbett unter dem Geweih eines Dreizehners. Auf das hohe Fußteil sind Hirschkühe mit ihren Kitzen gemalt, die vor irgendwem im Galopp fliehen. Meine sechs Jahre ältere Schwester sucht zum Einschlafen Popmusik auf Ö3 und singt mit, wenn Don McLean mit *American Pie* kommt, oder sie schaltet ein Krimihörspiel ein, bei dem ich sofort einschlafe.

Weil ich noch nicht schwimmen kann, wird meine Mutter nervös, wie immer, wenn sich meine Fähigkeiten nicht im normalen Zeitrahmen entwickeln, so dass es anderen auffallen könnte. Als ich sogar Anzeichen von Wasserscheu zeige, bestimmt sie vage, dass etwas geschehen müsse. Also nimmt sich meine Schwester der Sache an. Sie hat sich bei der Münchner Olympiade 1972 in Mark Spitz verliebt, kann schwimmen wie ein Fisch und verordnet mir Trockenübungen auf dem roten Orientteppich im Wohnzimmer der Ferienwohnung. Ich werde bäuchlings so platziert, dass ich die staubverklebten grauweißen Teppichfransen als Ziel im Blick behalte.

»Da guckst du drauf. Und nie nach unten, sonst schluckst du Wasser.«

Wenn meine Beine aus der Horizontalen kämen, erklärt sie mir, würde ich senkrecht wie ein Stein versinken. Um dies zu verhindern, hält mich meine Schwester bei den ersten echten Schwimmversuchen im See am Saum meiner Badehose fest. Ein paar Brustzüge halte ich schon durch und sie ist zuversichtlich: »Wird schon.«

Wie jeden Morgen im Kärntner Sommer liegt der Wörthersee grün und gelassen im frühen Licht, als wir am nächsten Tag mit Decken, Handtüchern, Sonnenschirm und Tiefkühltruhe wieder eintreffen. Vom tiefen Schlaf entspannt, trägt das Wasser Seerosen und Libellen, als hätte es vergessen, beim Zubettgehen seinen Schmuck abzulegen, und sei nach einem anstrengenden, lauten Badetag einfach angezogen eingeschlafen. Nach dem Umziehen nimmt Vater die *Kronen-Zeitung* zur Hand, und Mutter beginnt, sich die Zehennägel neu zu lackieren. Wir gehen sofort ins Wasser. Meine Schwester greift den Rand meiner roten Badehose, und ich mache ein paar Züge, die schon viel kräftiger sind als gestern. Zum ersten Mal gelingt es mir, Arme und Beine mit dem Luftholen zu koordinieren. Knie strecken, Hände wie zum Gebet nach vorne, dann die Handflächen nach außen drehen und gleichzeitig schonmal die Knie anziehen.

»Bye, bye, Miss American Pie«, höre ich hinter mir und merke erst da, dass meine Schwester längst meine Hose losgelassen hat und ich aus eigener Kraft schwimme. Ich gucke

sofort nach unten, ob meine Beine nicht schon wieder runterhängen und ich untergehe. Dabei schlucke ich Wasser, huste, spucke das geschluckte Seewasser aus, denke kurz daran, dass ich den Leuten in der versunkenen Stadt jetzt auf den Kopf gespuckt habe, und kann wieder Luft holen. Vor mir beeilt sich ein Entenküken, meine Bahn zu verlassen, um Anschluss an Mutter und Geschwister zu finden, die auf den Nachzügler warten.

»Und jetzt zieh den Bauch ein«, ruft meine Schwester von hinten, »hier drunter ist der Kirchturm.«

Die kalte Strömung nimmt mich an den Händen in Empfang und streicht an Brust, Bauch und Oberschenkeln entlang. Ich hab's geschafft!

Weil wir zum Pulverturm und wieder zurück schwimmen, bekommen wir das Wichtigste, das an diesem Tag geschieht, nicht mit: wie mein Vater nach ausgiebiger Zeitungslektüre zur Erfrischung in den See gehen will, auf dem schleimigen Steg ausrutscht, mit dem rechten Bein eine der morschen Sprossen durchbricht und sich das Schienbein so anschlägt, dass es am Abend ganz blau wird. Erst als wir aus dem Wasser kommen und unseren Triumph verkünden wollen, erfahren wir, was sich in der Zwischenzeit am Ufer abgespielt hat.

Die Nachricht, dass mein Vater sich das Bein hätte brechen können, verdrängt alles andere, das an diesem Tag noch passiert ist. *Vaters Schienbein* wird die Schlagzeile, die in den kommenden Jahren für diesen Tag stehen wird, so wie manches Datum für den Ausbruch eines Krieges oder den Tod einer beliebten Schauspielerin. In jedem der darauffolgenden 42 Jahre seines Lebens wird Vater über die alte Verletzung sprechen, die sich immer bemerkbar macht, wenn das Wetter wechselt.

Am Nachmittag ist der See verändert. Vater mahnt zum Aufbruch, wir ziehen uns um und packen ein. Die Wasseroberfläche hat Wellen bekommen, und ich blicke jetzt anders auf sie. So wie ich, nach einem Unterrichtsmorgen in einer neuen Schule, anders auf die fremde Klasse blicke, wenn es mir gelungen ist, eine Freundin zu finden. Die Entenfamilie schaukelt

am Steg vorbei und beeilt sich, vor dem Gewitter ins Schilf zu kommen. Meine Schwester stellt sich zu mir.

»Warum sind die Leute in der versunkenen Stadt nicht einfach geschwommen?«, frage ich. Jetzt, wo ich das kann.

Bei der Autofahrt albern wir auf dem Rücksitz herum und vergleichen unsere Bauchnabel.

»Da hat mich das Kreuz vom Kirchturm gepiekt«, behauptet meine Schwester und deutet auf eine Vertiefung, wo bei mir ein Knubbel ist. »Deshalb hab' ich da ein Loch und du nicht.« Bevor sie weiter fantasieren kann, herrscht Vater uns an: »Seid doch mal ruhig!« Ich suche den Blick meiner Mutter im Rückspiegel, und ihre weit aufgerissenen hellblauen Augen signalisieren, dass wir besser die Klappe halten sollten. Ein Nachrichtensprecher spricht davon, dass Nixon zurückgetreten ist. Ich weiß, dass Nixon in Amerika Präsident ist, denn der Name fällt in letzter Zeit oft im Radio.

»Besser so«, urteilt mein Vater, »dem stand schon die ganze Zeit das Wasser bis zum Hals.« Wir sagen nichts dazu. Nach den Nachrichten spielt Ö3 Don McLean, und meine Schwester singt laut mit. Ihr scheint die Sache mit Nixon nichts auszumachen. Er gehört nicht zu dem Amerika, das sie interessiert. Mark Spitz sieht gut aus mit seinem Siegerlächeln und den knappen Badehosen im *Stars and Stripes*-Design, Richard Nixon ist ein alter Mann mit Bauchansatz, unfreundlichen braunen Augen und dunklen Anzügen. Niemand, nach dem sie sich im Schwimmbad umdrehen würde. Erst als ich am Abend in der Küche mit meiner Mutter alleine bin, traue ich mich zu fragen, was Nixon denn angestellt hat.

»Er hat jemanden belauscht«, kommt es zur Antwort, und ich kriege einen Schreck. Noch eine neue Sünde. Meine Mutter hält oft ihr Ohr an die Tür, wenn meine Schwester telefoniert, und ab und zu kommen von der Bank Briefe an meinen Vater, die sie schräg gegen das Licht der Flurlampe hält, um den Inhalt erkennen zu können. Sie erklärt mir, dass sie kein Recht hat, den Brief einfach zu öffnen.

Vier Jahrzehnte später rufe ich meinen Vater im Pflegeheim an. Wie meistens zu Beginn

eines Gesprächs reden wir vom Wetter, und er klagt, dass sich »die alte Kriegsverletzung« wieder melde. Mein Vater war ein sogenannter *weißer Jahrgang*, war also bei Ende des Zweiten Weltkriegs zu jung, um zu mitzukämpfen, aber alt genug, um sich dafür zu schämen.

»Das war ein wichtiger Tag damals am Wörthersee«, erinnert er sich. »Nixon musste abdanken.«

»Ich weiß, Vati. An dem Tag habe ich Schwimmen gelernt«, könnte ich jetzt sagen, aber da berichtet er schon von dem furchtbaren Abendessen.

Autobiografie-Anteil: 70 Prozent

## Kapitel 11 Missverständnis auf Boulevard Saint-Laurent

Montréal soll die schickste Stadt in ganz Kanada sein. Mit dieser Erwartung steige ich nach über zwölf Stunden aus dem Flugzeug – und werde gleich enttäuscht. Die Uniformen der Grenzkontrollen, auch der weiblichen, sind genauso hässlich wie beim deutschen Zoll, und als ich nach Französisch sprechenden Wartenden Ausschau halte, die ihre nach Pariser Schick gekleideten Verwandten in Empfang nehmen, fällt mir niemand auf. Also fahre ich in die Innenstadt und begeben mich auf »La Main«, den Saint-Laurent-Boulevard. Mich empfangen Demonstrationen des schlechten Geschmacks in pinkem Polyester und andere Armutszeugnisse in Synthetik. Bei *Horton's* hole ich mir endlich den Kaffee, auf den ich mich den ganzen Flug über schon gefreut habe, und bleibe eine Weile mit dem heißen Becher stehen, um weitere drastisch schlecht gekleidete Menschen zu betrachten. Soso, das ist also Montréal, die schickste Stadt Kanadas. Was mich wohl in den anderen Provinzen erwartet?

Auf der Straßenseite gegenüber sehe ich einen unrasierten Mann in verbeulten Baggy-Jeans, deren unterer Rand, knapp über den Sneakers, die wahrscheinlich mal weiß gewesen sind, gleichmäßig mit hellgrauem Schlamm bedeckt ist. Er ist etwa in meinem Alter und schwenkt von Zeit zu Zeit seinen schon etwas verbeulten roten *Horton's*-Becher, wobei ich aus der Entfernung den Eindruck habe, dass seine Hand zittert. Als er meinen Blick sieht, lächelt er unsicher und wendet sich sofort ab. Meine linke Hand kramt schon in der Manteltasche nach den Quarters, die ich auf Anraten meines Reiseführers *Ost-Kanada heute* für eventuelles Trinkgeld habe wechseln lassen. Wären 25 Cent zu knickrig? 50? Oder gleich vier Münzen, also einen ganzen Dollar? Sah das nicht herablassend aus? Über Bettler hatte der Reiseführer nichts gesagt. Eine Weile befummle ich die Münzen in der Manteltasche, trinke von meinem Kaffee, verbrühe mir den Gaumen und treffe eine Entscheidung: zwei Quarters. Ich nutze eine Lücke in der Autoschlange und laufe schon mal bis zur Verkehrs-

insel. Dort mache ich Pause, weil die rechte Hand unangenehm warm wird und ich sie abkühlen lassen muss, bevor ich weitergehe. Verlegen puste ich in die Öffnung der Schnabeltasse. Bei der nächsten Gelegenheit die Straße zu überqueren greife ich die zwei Quarters in der Tasche, schließe die Finger der Rechten um die Tasse und gehe auf den Obdachlosen zu, der seinen Becher immer noch vor sich hält und vorgibt, ebenfalls den Verkehr zu beobachten. Ich erreiche den Gehsteig und nehme meine Linke mit dem Geld aus der Tasche. Er sieht mir ins Gesicht, führt den zerknitterten Becher zum Mund und trinkt einen Schluck. Im selben Moment zieht er sein klingelndes iPhone aus der Gesäßtasche. Es sieht ziemlich neu aus, aber genau kann ich das nicht sagen, weil mir iPhones zu teuer sind. Ich lasse die Linke mit den zwei Quarters schnell wieder in der Tasche verschwinden und gehe an ihm vorbei weiter »La Main« hinunter, auf der Suche nach gut gekleideten Menschen.

Autobiografie-Anteil: 50 Prozent

## Kapitel 12 Zurück in die Zukunft

Damals hätte man die Finca verkaufen sollen, dachte Jürgen Stoler, als endlich die erwartete Durchsage kam: »Liebe Passagiere, bitte halten Sie sich bereit, Flug LH 456 nach Palma ist in Kürze fertig zum Boarden.« Die Frauenstimme klang unternehmungslustig und verriet mit keiner Silbe, dass sie jetzt schon über eine Stunde Verspätung hatten.

Normalerweise säße Stoler um diese Uhrzeit im Büro und hätte schon den ersten Stapel Papiere weggearbeitet. Die Warterei am Flughafen gab ihm das Gefühl von unfreiwilliger, aufgezwungener Muße, und es war dieses Gefühl, das ihn an der ganzen Reise störte. Er war Anwalt und Notar und immer damit beschäftigt, anderer Menschen Angelegenheiten zu regeln. Dass er jetzt das Ferienhaus seiner verstorbenen Mutter auf Mallorca verkaufen sollte und sein eigenes Erbe zu verwalten hatte, passte ihm im Moment gar nicht. Er betrachtete eine Gruppe Wartender, die aussahen wie eine Packung lebendiger Leuchtstiftmarker in zwölf grellen Farbabstufungen, und merkte, wie unwohl er sich fühlte. Tegel machte auf ihn eher den Eindruck eines Busbahnhofs als eines Hauptstadt-Flughafens für Besserverdienende aus aller Welt. Gut, dass es die Businessclass gab. Da konnte man die Beine von sich strecken, und in der Regel saßen dezente Zeitgenossen neben einem, die gut rochen und mit denen man sich gepflegt unterhalten oder es bleiben lassen konnte.

Als er als kleiner Junge zum ersten Mal mit seinen Eltern geflogen war, damals noch in der Touristenklasse natürlich, hatte ein schwitzender fremder Mann neben ihm gesessen. Der kleine Jürgen hatte ihn nur schüchtern von der Seite betrachtet: ein Fleischberg, an dessen Hängen mehrere Fettpolster in Kaskaden abwärts rollten und eine bewegliche Buckelpiste bildeten. Einer der unteren Hügel ragte weit über den Sitzrand hinaus und kam auf dem Verschluss von Jürgens Sitzgurt zur Ruhe, wenn der Berg ausatmete. Zum zweiten Mal ermahnte eine Flugbegleiterin den kleinen Jürgen, seinen Sicherheitsgurt zu schließen, und zeigte auf das *Fasten seat belts*-Zeichen, um sicherzugehen, dass er sie verstand. Jürgen geriet in Panik.

Um an das Gurtschloss zu kommen, hätte er die unterste Fettrolle beiseiteschieben müssen, und um nichts in der Welt wollte er diesen schwabbeligen Pfropfen berühren. Die Stewardess hatte schon wieder gewendet und würde gleich wieder bei ihm sein. Er holte Luft, biss die Zähne zusammen und legte den Sitzgurt nur lose quer über seinen Schoß, bis kurz vor die Ausläufer des gewaltigen Bauches, wobei er peinlich darauf achtete, diesen nicht zu berühren. Die Stewardess merkte nichts, seine Eltern waren viel zu aufgeregt, um auf ihn zu achten, und der Koloss keuchte gegen die Fensterscheibe. Wahrscheinlich litt er unter Flugangst. So verbrachte Jürgen Stoler den ersten Flug seines Lebens in der betrügerischen Haltung eines Nichtanschnallers und schwor sich, das sei das letzte Mal gewesen, dass er ein Flugzeug betreten würde.

Natürlich war es das nicht, denn sie mussten ja wieder zurück nach Deutschland. Obwohl – beinahe nicht. Seine Mutter hatte sich so heftig in Mallorca verliebt, dass sie nach einer Woche verkündete, sie bliebe nun für immer auf der Insel, mochten die beiden Herren doch machen, was sie für richtig hielten. Für sie sei es jetzt an der Zeit, Familie Familie sein zu lassen und zu sich selbst zu finden. Es brauchte einige Drohungen vonseiten seines Vaters, die, soweit Klein-Jürgen das mitbekam, alle irgendwie mit Geld zu tun hatten, um Mama zu überreden, mit ihnen nach Berlin zurückzukehren.

Danach war nichts wie früher.

Mutter schloss sich immer häufiger, besonders am Sonntag, ins Schlafzimmer ein, obwohl sie immer behauptet hatte, nur wenn sie schwer krank sei, hielte sie es tagsüber im Schlafzimmer aus. Aber sie hatte kein anderes Zimmer zum Abschließen. Auch für Jürgen war sie an diesen Sonntagnachmittagen nicht zu sprechen, und nach einer Weile gewöhnte er sich daran. Er beobachtete seinen Vater dabei, wie dieser sich ebenfalls zu arrangieren schien, indem er um Punkt 16 Uhr selber Kaffee kochte und für die beiden je ein Stück Kuchen abschnitt, den Mutter bereits am Samstag vorbereitet hatte. Mutter selbst machte sich nichts aus Kuchen, weshalb es irgendwie vernünftig war, dass sie sich nicht mehr dazu setzte. Ein, zwei Mal zu Beginn dieser neuen Gewohnheit fragte sich Jürgen, was sie denn wohl im

Schlafzimmer so viele Stunden machte. Er fragte auch seinen Vater, aber der zuckte nur mit den Schultern. Erst viele Jahre später, als Jürgen für einen Krankenhausaufenthalt seiner Mutter einen kleinen Koffer mit dem Nötigsten packen sollte, sah er, womit Mutter die endlosen, trüben Sonntagnachmittage zugebracht hatte. Unter dem Bett suchte er nach Schlapfen, er erinnerte sich an welche in Rosa, wobei Mutter ihn später auslachte und meinte, die stammten aus der Zeit, als er drei Jahre alt gewesen war, und hätten längst das Zeitliche gesegnet. Unter diesem riesigen Doppelbett, das sie sich im Laufe der Jahre als ihr alleiniges erobert hatte, lagen Bücher. Dutzende von ihnen, Paperbacks und gebundene, eine Bibliothek von mehreren hundert Euro, wie Jürgen mit einem Blick erfasste.

Er stutzte. Er hatte seine Mutter nie mit einem Buch in der Hand gesehen. Höchstens mal mit dem *Dr. Oetker Schulkochbuch* in der Küche. Oder damals auf Mallorca mit dem schmalen Reiseführer in der Hand, den sie auf Schritt und Tritt umklammert gehalten hatte wie ein Gebetsbuch. Zu Hause hatte sie nie wie Vater im Sessel gesessen, über die Zeitung oder ein Buch gebeugt. Es war gar kein Ort in der Wohnung dafür vorgesehen gewesen. Vaters Sessel zu besetzen war unausgesprochen verboten, und die Sitzecke stand unbequem verbarrikiert hinter einem schweren Couchtisch, sodass man sich nur dorthin begab, wenn Gäste kamen, was selten der Fall war. Die Küche war klein und hatte, wie das in den Siebzigerjahren zu Mutters Leidwesen üblich war, nur Platz für die nötigsten Geräte, nicht aber für einen Esstisch, an dem man sich hätte niederlassen können, während man die Garzeiten abwartete oder ein spontanes Schwätzchen hielt. Oder eben zum Lesen.

Die ganze Wohnung war Mutters Bereich, dachte Jürgen. Sogar sein Zimmer, in das sie jeden Morgen, ohne anzuklopfen, trat, um ihn zu wecken, und jeden Abend, um ihm eine gute Nacht und sanfte Träume zu wünschen. Tag für Tag bis zum Abitur. Sie war überall, aber einen eigenen Ort hatte sie nicht. Oder zumindest lernte er ihn erst kennen, als er die Bett-Bibliothek entdeckte.

Neugierig fing er an zu stöbern: Literatur über Mallorca natürlich, das überraschte ihn nicht, Biographien von George Sand und Frederic Chopin, Miro, Chagall. Eine Überra-

schung. Verstand Mutter am Ende etwas von Kunst? Wenn sie zu dritt durch die Museen Europas zogen, redete immer nur Vater und ihr war nicht anzumerken, ob die Werke ihr etwas sagten oder nicht. Jürgen musste sich auf den Bauch legen, um die Bände unter der Mitte des Doppelbettes zu erreichen. Staub erschwerte die Arbeit, und er kam sich vor wie ein Archäologe, wie der Räuber einer geheimen Schatzkammer.

Was er zutage förderte, war gleichermaßen verwirrend und abstoßend. *New Joy of Sex*, *good vibrations*, mit den entsprechenden Abbildungen, und *Endlich über Vierzig* oder *Mit Vollgas in die zweite Lebenshälfte*. Er wechselte die Position, um die Werke unter der anderen Doppelbetthälfte herausangeln zu können, und traf auf *Sei ein Egoist*, *Endlich nein sagen*, *Mit mir nicht mehr!* und Titel wie *Medizin der Sterne*, *Mit dem Mond tanzen* und ein Wälzer namens *Schamana*, dessen Titelbild eine unfrisierte, fette Frau in Fellmontur und Kriegsbemalung vor einem Feuer zeigte. Er begann, die Bände einzeln wieder zurückzulegen, vorsichtig, falls Mutter doch noch einmal auf ihre Bibliothek zurückkommen sollte.

Über eine Stunde hatte er geschmökert, und das Klinikköfferchen war immer noch leer. Er fühlte sich, als sei er von einer langen ungeplanten Reise zurückgekehrt, und fragte sich beklommen, was ihn wohl im Kleiderschrank erwartete. Doch hier war alles normal: Slips, BHs, T-Shirts auf ordentlichen Stapeln, die Seidenstrumpfhosen geschützt in ihren Verpackungen, die Blusen und Jacketts einzeln auf edlen Holzbügeln und die Pelzmäntel mit Seidenpapier und Mottenmittel versehen. Es sah – bis auf die BHs und Seidenstrümpfe – so aus wie bei ihm. Er fand sofort Pyjama, Wechselwäsche und Morgenmantel, schloss Koffer und Schrank und machte sich eilig wieder auf den Weg.

Damals hätte man das Haus verkaufen sollen. Als Mutters Diagnose kam, wurde schnell klar, dass sie die Finca, die sie sich nach Vaters Tod eingerichtet hatte, nicht mehr alleine bewohnen konnte. Diesmal war es Jürgen, der sie zur abermaligen Rückkehr überreden musste. Aber die Zustimmung zum Verkauf hätte sie ihm zu Lebzeiten nie erteilt.

Stoler seufzte tief angesichts der Arbeit, die jetzt auf ihn zukam. Die junge Frau in der gelben Plastiksitzschale neben ihm musterte ihn von der Seite. Jürgen fand sie ganz attraktiv und auf seinen Lippen formte sich ein Lächeln. Wer weiß, vielleicht wurde dieser Zwangsurlaub doch noch ganz nett. Vielleicht würde er sich ja wohlfühlen in dem Häuschen und ein bisschen verlängern. Man musste den Verkauf nicht übers Knie brechen. Er bekam plötzlich richtig Lust, etwas Zeit auf der Insel zu verbringen, und, wer weiß, vielleicht die nette Dame neben sich einmal abends einzuladen. Schließlich war er jetzt Erbe und Hausbesitzer, da fühlte er sich gleich ein wenig als Familienmensch, obwohl diese Eigenschaft nicht auf ihn zutraf. Aber wenn man schon ein Haus besaß, gehörte doch irgendwie eine Frau hinein. Augenblicklich drängte sich ihm eine Vision von der jungen Frau im Sessel neben ihm in schneeweißem Morgenmantel auf, mit einer dampfenden Schale Milchkaffee an dem königsblauen Mosaiktischchen sitzend, das seine Mutter selbst restauriert hatte, nachdem sie es einem Schrotthändler abgeschwatzt hatte. Eine spanischsprachige Zeitung, *El Pais* wahrscheinlich, läge vor ihr, Spanisch würde sie schnell lernen, und eine Zigarette – nein, das passte nicht, oder ein Keks zum Kaffee, nein, davon würde sie auf Dauer fett werden, eine Rose würde passen, eine frischgepflückte Rose aus dem Garten, die sie in eine schlanke Kristallvase aus Mamas Bestand stellen und dann einen Moment lang ihr häusliches Glück betrachten würde.

»Kann ich was für Sie tun?«, riss ihn die Fremde neben ihm aus seiner Fantasie. Sie hatte eine feste, fast laute Stimme, die ihm klar machte, dass er sie zu lange betrachtet hatte. Und dass sie vielleicht nie auf die Idee kommen würde, sich um Mutters Rosen zu kümmern, auf seiner Terrasse Milchkaffee zu trinken und Spanisch zu lernen.

Mit einem Mal überkam ihn Panik: Mutter war tot. Vielleicht, und das war das Erschreckende daran, war sie einzigartig gewesen mit ihren Fähigkeiten und Gewohnheiten, und vielleicht gab es gar keine Frau, die so sein würde wie sie. Die neben ihm jedenfalls war ihm wieder fremd – jetzt, wo sie den Mund aufgemacht hatte. Entfernt erinnerten ihre Haare außerdem an die »Schamana« auf dem Titelbild des Buches, das er einst unter dem Bett

seiner Mutter gefunden hatte.

»Nein«, sagte er und fügte, kühler als nötig, hinzu: »Mir fehlt nichts. Danke.«

Autobiografie-Anteil: 20 Prozent

## Kapitel 13 Unschärfe

Auf *Facebook* erhielt ich neulich einen Post vom *Guardian*, der bereits zehntausendfach geliket worden war. Angeblich, so die Bildunterschrift, war *Google* von einem User in Cambridge gezwungen worden, eine bestimmte Kuh unkenntlich zu machen, deren Gesichtszüge das *Google Earth*-Auto beim Abfotografieren der fetten Weiden unweit der englischen Universitätsstadt eingefangen hatte. Tatsächlich sah man auf dem Foto ein schwarzweißes Rind hinter einem Elektrozaun, dessen Kopf vom rosa Maul bis zu den Hörnern mit persönlichkeitschützender Unschärfe versehen war. So wie es bei Nachrichtensendungen üblich ist, wenn die Schuld eines Täters noch nicht abschließend geklärt ist oder ein Kronzeuge um seine Unversehrtheit fürchten muss. Das Recht am eigenen Bild war der Bestie sicher. Nicht so das eines badenden Menschen, den man an einem Tümpel am linken Bildrand ausmachen konnte. Völlig ohne Bade- oder sonstige Bekleidung wandte er (oder sie) den Google-Kameras den blanken Hintern zu und überließ die Internetgemeinde ihren Mutmaßungen. Hatte er im vollen Bewusstsein des Beobachtet-Werdens gehandelt oder ohne die Kameras zu bemerken? War er womöglich der Besitzer der Kuh und drückte so sein Missfallen gegen den Google-Konzern aus? Warum hatte *er* keinen Antrag auf Anonymisierung seiner Kehrseite gestellt, in der Hoffnung, das Bild würde dann schnell wieder in der digitalen Versenkung verschwinden? Vielleicht genoss er aber auch einfach nur das höchste Privileg des Individuums im Google-Zeitalter: Solange er nicht zu ermitteln ist, bleiben sowohl seine Berühmtheit als auch seine Anonymität gewahrt.

Autobiografie-Anteil: 50 Prozent

*Die Aufgabe von Schreibwerkstattleiterin Christiane Wachsmann (VH Ulm) zu dieser sogenannten »Reizwortgeschichte« lautete: »Schreiben Sie einen Text, in dem die folgenden Wörter vorkommen: Unschärfe, Hintern, Bestie, Hoffnung.«*

## Kapitel 14 Die Sache mit dem Korkenzieher

Erik merkt schon nach dreißig Minuten Aufstieg, dass er den Rucksack viel zu voll gepackt hat. Während Tina mit leichtem Gepäck voraus trabt und ununterbrochen redet, wird er bereits kurzatmig. Es ist ihr erstes gemeinsames Picknick, alleine ohne die Alpenvereinsgruppe, bei der sie sich kennengelernt haben. Im August hat sich Erik gedacht, dass er endlich in die Gänge kommen sollte, wenn das bis zum Herbst noch was werden sollte mit Tina. Sie sind ja auch nicht mehr die Jüngsten. Zu seiner Überraschung hat sie sofort eingewilligt, für einen ganzen Tag mit ihm alleine loszuwandern. Doch der Proviant, den er jetzt zur Hütte schleppt, hätte locker für alle anderen aus der Alpenvereinsgruppe gereicht. Er hat nichts dem Zufall überlassen wollen und wochenlang an dem Menü gefeilt. Aus Gründen der Kraftersparnis stellt Erik das Reden erstmal ein. Konversation würden sie beim Essen noch betreiben können. Er konzentriert sich auf den Anblick von Tinas nackten Kniekehlen und runden Waden und natürlich von ihrem entzückenden Po in den hellgrünen engen Outdoorshorts, die gut zu der ebenfalls enganliegenden karierten Funktionsbluse passen. Nur ganz entfernt erinnert dieses Outfit noch an die Kniebundhosen und karierten Hemden, die seine Mutter in den Siebzigern auf Bergtouren getragen hat.

Nach weiteren zwei Stunden, Erik hat, zusätzlich zu den schmerzenden Schultern, eine Blase an der linken Hacke, kommt die Hütte in Sicht, und Tina ist immer noch nicht aus der Puste.

»Lass uns die Vorräte einräumen und dann anfangen zu kochen. Ich habe einen Mordshunger«, verkündet sie, nimmt ihm den Schlüssel ab und stapft durch die Hüttentür voraus in die Küche. Erik lächelt. Bei einer Figur, wie Tina sie hat, ist Hungerhaben total okay. Er bleibt erst einmal in der Stube stehen und schaut sich ausgiebig um. Die Ausstattung ist einfach, aber zweckmäßig, ohne die albernen karierten Vorhänge und Tischdecken, die man

manchmal auf Berghütten vorfindet. Er ist zufrieden mit seiner Wahl. Alles, was man für ein gediegenes Picknick brauchte, ist da.

»Es gibt keinen Korkenzieher«, tönt Tina aus der Küche.

»So ein Saftladen. Das ist jetzt nicht wahr, oder?« Erik bekommt augenblicklich schlechte Laune. An einen Korkenzieher hat er beim Packen nicht gedacht. Er hat sich auf eine voll ausgestattete Küche verlassen. Noch nicht einmal sein Schweizer Offiziersmesser hat er mitgenommen, wie er das bei Bergtouren sonst immer tut. Das wäre jetzt die Rettung gewesen. Stattdessen ...

»Ich weiß, dass man Weinflaschen auch anders aufmachen kann«, ruft Tina fröhlich. Sie scheint sich nicht zu ärgern.

»Die hätten wirklich daran denken können, einen Korkenzieher in die Küchenausstattung aufzunehmen. Die Miete ist schließlich nicht gerade billig hier.« Erik hat sich ins Zeug gelegt und Tina eingeladen. Obwohl die Hütte für acht Personen gedacht ist hat er abgelehnt, die Kosten zu teilen. Er verdient schließlich gut und will das auch zeigen. Allzu extravagante Ausgaben sind ihm allerdings zuwider.

»Macht doch nichts, wir finden eine Lösung«, ruft Tina, und er hört die Toilettenspülung rauschen. »Das Bad ist jedenfalls optimal ausgestattet.«

Erik überlegt. Er weiß, dass man zur Not den Korken in die Flasche drücken kann, aber als Teenager hat er das in fröhlicher Lagerfeuerrunde einmal versucht und gerade so den ersten Zentimeter geschafft. Danach ging nichts mehr, und auch die anderen Jungen schafften es nicht mehr, den Korken zu bewegen. Die Enttäuschung war groß, besonders bei den Mädchen: »Erik, du Loser!«

Erik erinnert sich ungern an diese Schlappe.

»Wenn wir versuchen, den Korken reinzudrücken«, überlegt Tina, »kann es passieren, dass er irgendwann ganz steckenbleibt oder dass uns das ganze Zeug entgegenkommt, wenn er tat-

sächlich durchrutscht. Dafür ist der Wein zu schade.« Immerhin hat sie zur Kenntnis genommen, dass er bei dem Wein nicht geizig gewesen ist.

»Außerdem ist das noch echter Kork«, fachsimpelte sie weiter, »und wenn er dann in der Flasche rundümpelt, schmeckt das wahrscheinlich auch nicht lecker.«

»Man könnte den Wein sofort dekantieren«, gibt Erik zu bedenken.

Tina steht jetzt direkt vor ihm und ihre Mundwinkel zucken spöttisch. »Uii, dekantieren.« Und dann sagte sie noch etwas, das Erik einen regelrechten Stich versetzt, ohne dass er sagen könnte, warum. »Nee«, ruft sie und ist schon wieder unterwegs in die Küche. »Das kriege ich besser hin.«

Erik schlendert Tina in die Küche hinterher, wo sie sich mit geöffneten Laptop an den Küchentisch setzt.

»Mit gutem W-Lan ist heutzutage jedes praktische Problem zu lösen, oder?«, verkündet sie. Sie surft zielstrebig auf *fragmutti.de*, während Erik danebensteht und wartet. »Hier steht's: Man braucht eine lange Schraube, die man wie einen Korkenzieher verwenden kann. Haben wir so etwas?«

Erik schaut in alle Schubladen.

»Hier ist Werkzeug«, meldet er, »Aber es gibt nur einen mickrigen Schraubendreher und keine Schrauben. Mist, damit ist uns nicht geholfen.«

»Doch. Mit dem Ding holen wir uns jetzt von irgendwoher eine Schraube.« Tina war nicht so leicht zu stoppen. Sie sah nach unten. »Guck mal, in meinem Stuhl stecken Monster-schrauben. Gib mal den Schraubenzieher.«

»Schraubendreher heißt das. Du willst doch jetzt nicht die Möbel auseinandernehmen, oder? Außerdem sind das Kreuzschlitzschrauben und wir haben nur einen Mini-Schlitzschraubendreher. Damit kriegst du die nie raus.«

»Abwarten«, sagt Tina, immer noch optimistisch gestimmt. Sie nimmt ihm das Werkzeug einfach aus der Hand und setzt sich neben den Stuhl auf den Boden.

»Ich geh' mal gucken, ob ich eine bessere finde.« Erik hat nicht vor, weiter nur zuzuschauen, und untersucht die Holzregale im Wohnzimmer auf Schrauben.

Überall nichts als Kreuzschlitz.

»Ich hab's gleich.« Tina fummelt mit dem Mini-Werkzeug an der Riesenschraube und muss bei jeder Umdrehung neu ansetzen, was dauert.

»Bist du noch da?«

Erik tut so, als ob er sie nicht hört, geht dann aber doch langsam in die Küche zurück.

»Warum willst du eigentlich jetzt gerade Wein trinken? Ist das nicht ein bisschen früh?«

Diesmal ignoriert Tina ihn, und er sieht, dass sie die Schraube jetzt so weit gelockert hat, dass sie sie mit der Hand herausdrehen kann.

»Da«, sagt sie zufrieden.

Die Befestigung im Korken ist zwar ebenso mühsam, aber irgendwann steckt die Schraube fast bis zum Anschlag im Kork – auf Eriks Rat hin hat Tina rechtzeitig aufgehört zu drehen, damit keine Korkkrümel in den Wein geraten.

»Wir müssen sie raushebeln«, meint Erik und sucht in der Besteckschublade nach einem geeigneten Gegenstand, während Tina sich ein Küchentuch um die Hand wickelt, die Schraube direkt am Kopf packt und hin- und herruckelnd den Korken nach oben bewegt. Als es »plopp« macht, stößt sie einen kleinen Siegeslaut aus und sagt zu Erik:

»Bring doch mal zwei Gläser.«

Er gehorcht.

»Mit einem Glas Wein in der Hand kocht es sich nämlich gleich viel leichter«, sagt sie, als sie endlich anstoßen, und grinst Erik zufrieden an.

Der nickt zwar, aber ihr Lächeln erwidert er nicht.

Autobiografie-Anteil: 0 Prozent

## Kapitel 15 Sehenkönnen

Ohne auf die andere Familie zu achten, mit der ich das Zimmer teilen würde, rief ich: »Ich nehme das obere Bett am Fenster« und sicherte mir den Schlafplatz, indem ich meinen Rucksack auf die noch unbezogene Jugendherbergsmatratze schwang. Ich spekulierte darauf, dass jetzt im Hochsommer das Licht vom Fenster auf das obere Bett sogar noch bis kurz vor elf zum Lesen reichen würde, also noch eine ganze Stunde nach Zapfenstreich. In dieser JH, so erzählte man sich, drehten sie um 22 Uhr sogar die Sicherungen für die Schlaftrakte raus. Sehr zufrieden mit mir und meinem voraussichtlichen Sieg über die Hausregeln fing ich an, das Bett zu beziehen. Eine Mutter und ihre zwei Töchter, die etwa in meinem Alter waren, belegten schweigend die übrigen drei Betten.

Nach dem Abendessen und einer Katzenwäsche stieg ich mit meinem Taschenbuch in den Baumwollschlafsack. Meine Zimmergenossinnen kehrten, bestens gelaunt, erst kurz vor der Schließzeit zurück. Zehn Minuten später war es dann doch so dunkel, dass ich mein Buch zur Seite legen musste. Ich dämmerte vor mich hin, und obwohl die anderen rücksichtsvoll flüsternten, hörte ich zu meiner Überraschung, wie das Mädchen im Bett unter mir sagte: »Ich les' noch ein bisschen.« Sofort war ich hellwach und wartete darauf, dass das Licht anging. Aber stattdessen vernahm ich nur ein leises, rhythmisches Scharren und das Rascheln von Papier. Ich hatte die weißen Bögen mit den eingestanzten Punkten auf ihrem Bett liegen sehen und im Vorübergehen für eine Art Handarbeit gehalten. Erst jetzt wurde mir klar, dass sie Blindenschrift las. Ich hingegen musste im Dunkeln liegen und einem rauschenden Fluss an Informationen lauschen, die mir verborgen blieben, weil ich eben nur sehen konnte.

Autobiografie-Anteil: 100 Prozent

## Kapitel 16 Sanfte Sauna

»Genau. Das ist es!« Endlich, nach tagelangem Grübeln, hat Laura die Idee. Dieses Jahr ist es ihre Aufgabe, eine nette Location für den traditionellen Halloween-Abend mit ihren drei besten Freundinnen zu finden. Meistens bucht die verantwortliche *Halloween MC (Mistress of Ceremonies)* etwas, das mit den Reisen in Zusammenhang steht, die sie im zurückliegenden Jahr unternommen hat. Laura ist in Finnland gewesen. Die dortige Saunatrdition ist faszinierend, und so beginnt sie, für Halloween nach einem Ferienhaus mit traditioneller finnischer Sauna zu suchen, irgendwo auf dem Land in Oberschwaben. Sie findet einen Anbieter auf der Alb und schaut die Fotos durch. Perfekt. Eine gemütliche Sauna-Tonne für sechs Personen, mitten auf der Wiese, hundert Meter vom Wohnhaus entfernt, und auf den Sommerfotos stehen sogar hellbraune Kühe mit flauschigen Ohren drumherum. In Finnland hat sie gelernt, wie man eine solche Tonne einheizt, und ihre Freundinnen werden staunen. Das Dorf auf der Schwäbischen Alb ist eher nur ein Weiler mit zwei großen Höfen und lag auf 700 Metern. Sie würden sich Ende Oktober zwischen den Saunagängen also nicht gerade im Tiefschnee wälzen, aber immerhin ist die Alb *einen Kittel kälter* als Stuttgart, Tübingen oder Ulm, und Laura freut sich auf die klare, kühle Luft und einen Sternenhimmel ohne Lichtsmog.

In Finnland kommen drei Millionen Saunen auf etwas über fünf Millionen Einwohner, die anders saunieren als in Deutschland. Man darf sich beim Schwitzen nach Herzenslust unterhalten und geht anschließend nicht unter die Dusche, sondern benutzt Wassereimer, die man im See wieder auffüllt. Elektro-Saunaöfen wie bei uns gibt es allenfalls in Helsinki. Eine Flasche Wodka muss übrigens auch immer mit dabei sein. Im Winter kombinieren die Finnen das Schwätz- und Trinkritual noch mit Eisfischen oder Eisschwimmen und von diesen extremen Praktiken wird Laura erzählen, sobald sich alle bei 90 Grad gegenüber sitzen.

Letzten Winter hat Laura noch mit Rolf zusammengewohnt, der irgendwann beschlossen hatte, Heizkosten zu sparen. Als es draußen minus zehn Grad wurde und im Wohnzimmer kaum mehr als 17 Grad, beschwerte sie sich über die Kälte, die ihr trotz Merino-Unterwäsche, Schaffell-Fußsack und Kaschmir-Decken in die Knochen kroch. Rolf fror nie und war ohnehin so lange im Büro, dass er nur zum Schlafen nach Hause kam. Laura hingegen arbeitete zu Hause am Schreibtisch.

»Wer die Heizkostenrechnung bezahlt, bestimmt, was warm genug ist«, verkündete Rolf und drehte nur samstags zum Bundesliga-Gucken die Heizung um 1,5 Grad nach oben. Dass es irgendwann draußen von selbst wieder wärmer wurde, hat diese Beziehung nicht mehr erlebt.

Am 31. Oktober kommt Laura etwas zu spät, erst gegen 17 Uhr am Haus an, weil ihr Navi die angegebene Straße nicht kennt. Ein schmutzig-weißer Hof, eine Riesenscheune und der ehemalige Kuhstall liegen dämmrig in einer bewaldeten Senke. Den Schlüssel zum Ferienhaus, dem ehemaligen Altenteil des Hofes, findet sie in einem Blumentopf neben einem Schild, auf dem steht »Schbätzle, Porsche, Benz, mir henn's«. Sie hat das zwar telefonisch so mit dem Vermieter verabredet, aber ihr ist nicht klar gewesen, dass überhaupt niemand da sein würde. Es ist etwas unheimlich und Laura ist froh, dass die Mädels sich für »zwischen 18 und 19 Uhr, je nach Verkehrslage« angemeldet haben. Laura stellt ihre Tasche in die niedrige Stube, in der es wegen des offenen Kamins nach kaltem Ruß riecht, und macht sich sofort auf den Weg zur Saunatonne, die sie vom Fenster aus schon gesehen hat. Keine Kühe weit und breit. Vorsichtshalber nimmt sie noch ein paar Scheite vom Kamin mit. Vermieter sind oft knauserig mit dem Holz. Sie schließt auf und steht, nicht ganz aufrecht, in einem kleinen Vorraum, der als Garderobe dient. Als sie wieder nach draußen und um die Tonne herum geht, um den Holzvorrat zu sichten, stutzt sie. Es gibt nirgendwo einen Platz für ihre Reservescheite. Eine Ahnung überkommt sie, sie stürzt in die Tonne zurück und noch während sie ihre Schuhe in der Garderobe abstreift, bestätigt sich ihr entsetzlicher Verdacht. In

der Schwitzkabine steht ein elektrischer Saunaofen. Wie peinlich! Kein Finne, zumal auf dem Land, würde so etwas benutzen. Für einen Moment würde Laura am liebsten im Wiesengrund versinken, zu den kleinen Pilzen, die im Herbst überall auf der Kuhweide sprießen.

Zurück im Haus ruft sie den Vermieter an und erfährt, dass er mit der ganzen Familie in seinem Apartment in St. Peter Ording ist und sie sich mit dem Vorheizen beeilen solle, denn der Elektroofen brauche rund anderthalb bis zwei Stunden. Auf Lauras Frage, warum er nicht, wie in der Anzeige beschrieben, eine echt finnische, nämlich eine Sauna mit Holzofen, installiert habe, heißt es: »Gahd nidda zwegs am Brandschutz.«

»Brandschutz?«, kreischt Laura. »Auf einer Kuhweide ohne Kühe?«

Als Sabine, Karin und Carola nach und nach ankommen, hat Laura die Sauna schon angeschaltet und hofft, dass sie sich schnell aufheizt. Nach einer Stunde rennt sie zur Tonne und sieht nach, aber es hat erst 45 Grad und sie muss die Mädels noch vertrösten.

»Ok, wenn die Sauna noch vorglühen muss, machen wir das auch.« Karin, die immer positiv bleibt, rettet fürs Erste die Situation und holt Grissini und eine Flasche Prosecco hervor. Damit setzen sie sich um den Küchentisch und tauschen die dringendsten Neuigkeiten aus, bis Sabine nach einer Dreiviertelstunde aus dem Fenster sieht und sagt: »Du, das Licht im Vorraum ist aus.«

Gemeinsam rennen sie zur Sauna, Karins Golden Retriever laut bellend neben ihnen her. Das Thermometer zeigt 60 Grad – immerhin, aber eine Heizspirale glüht nur noch schwach und die andere gar nicht mehr. Laura probiert den Lichtschalter.

»Strom ist weg.«

Sie schließen die Tür zur Schwitzkabine, damit wenigstens die 60 Grad möglichst lange drinbleiben, und gehen zurück ins Haus. Zum zweiten Mal ruft Laura an der Nordsee an. »Oi, desisch‘d Haubtsicherung«, diagnostiziert der Vermieter und beteuert, dass ihm das sehr leidtäte. Als Laura den Vorschlag macht, die Sicherung probenhalber wieder anzuschalten, erfährt

sie, dass sich der Hauptschalter im Keller des Wohnhauses der Vermieter befindet, und sie seien ja nun in St. Peter ...

»Was ist mit den Nachbarn?«, ruft Laura.

»Auf Santa Lucia«, antwortet er, und als sie nicht sofort reagiert, schiebt er hinterher: »Desisch in der Karibik.« Als Nachbars vorübergehend Hühner gehabt hatten, seien mal irgendwelche Haussitter aus Slowenien dagewesen, aber solchen Leuten sei nicht zu trauen, und deshalb seien die Hühner wieder abgeschafft worden. Es täte ihm wirklich ...

Laura legt einfach auf. In der Bewertung wird sie Gelegenheit bekommen, sich auszukotzen. Jetzt muss erstmal eine schnelle Lösung her.

»Wollt ihr vielleicht eure Männer anrufen?«, fragt sie in die ratlose Runde.

Es wird still. Jede überlegt. Wolfgang, das wissen alle, wäre am ehesten bereit, sofort zu helfen. Er würde zu jeder Tageszeit alles für Sabine und ihre Mädels tun. Er würde sich auf den Weg ins 45 Kilometer entfernte Reutlingen machen, wo der Baumarkt bis 22 Uhr offen hat, und würde sich dort sagen lassen, dass ein Notstromaggregat, wie *OBI* es anbietet, bei einem Starkstromanschluss, wie die Tonne ihn hatte, suboptimal sei. Mit dieser Information würde er sich zerknirscht gegen 23 Uhr wieder bei den Mädels melden oder sich sogar zu ihnen auf den Weg machen, und sie würden ihn mit vereinten Kräften und einem großen Teil des Wodkas darüber hinwegtrösten müssen, dass er – wieder einmal – trotz allen guten Willens keine brauchbare Lösung hatte präsentieren können.

Henrik hingegen würde, wenn er überhaupt ans Telefon ging, sobald er sah, dass es Karin war, auf die deutsche Regierung schimpfen, die mit den Stromversorgern unter einer Decke stecke. Diese Verbrecher würden einen zwingen, mitten in der Natur eine Elektro-Sauna zu installieren, anstatt mündigen Bürgern zu gestatten, mit dem natürlichen Brennmaterial ihrer Vorväter auf ihrem eigenen Grund und Boden eine autarke Sauna zu betreiben. Wenn es Karin an dieser Stelle nicht gelänge, das Gespräch schnell zu beenden, würde er wieder

anfangen, von seinem Kumpel Baschdi aus der Berufsschule zu erzählen, der alles, aber wirklich alles reparieren könne. Der sei aber zurzeit leider auf den Azoren. Er selbst, so würde es weitergehen, vermute ganz stark, dass es an der Schichtung der Saunasteine liege, und sie sollten alle Steine vollständig abkühlen lassen, abbauen, wieder anders anordnen, und dabei gut darauf achten, dass die Heizspiralen freier lägen, damit die Luft zirkulieren könne. Dann sollten sie die Sicherung wieder einschalten ...

Dieter schließlich würde sich über Carola lustig machen und feixen, dass er sich so etwas schon gedacht hätte und was an dem Wellness-Quatsch eigentlich so toll sei.

Laura ist ja gerade wieder mal Single, hat also niemanden zum Anrufen und ist in Momenten wie diesen nicht unglücklich darüber. Nach den 30 Sekunden Bedenkstille reden alle plötzlich wild durcheinander.

»Nee, lass man.«

»Du, muss nicht sein.«

»Ist doch so auch total nett.«

Sie packen den Proviant und alle Teelichter ein, die sie finden können, um die Taschenlampenbatterien für den Rückweg zu sparen, sperren den Hund in die Stube und gehen zur Sauna. Die Temperatur in der Tonne ist auf 52 Grad gesunken, sie zünden die Teelichter an und setzen sich in Unterwäsche in die Kabine. Der Prosecco muss bei so einer Temperatur natürlich schnell weg, und als es sommerliche 43 Grad wird, nehmen sie die zwei Rotweinflaschen und die Antipasti mit rein. Der Wodka ist schon vergessen. Irgendwann, ungefähr bei 35 Grad, holt Karin ihren Golden Retriever aus dem Haus, damit er an so einem gemütlichen Sommerabend nicht alleine sein muss. Als es auf kühle 26 Grad zugeht, holen sich zwei von ihnen ihre Strickjäckchen aus der Garderobe und bringen das Tiramisu mit. Noch lange sitzen sie sich in der Wärme einer italienischen Sommernacht im Kerzenschein gegenüber wie in einem ausrangierten Eisenbahnabteil. Vier leichtbekleidete, kichernde Frauen, die

zusammen gute Sachen essen und trinken, sich Geschichten erzählen von früheren *Inter-rail*-Reisen in den Süden, *Uno* spielen und versuchen, nicht auf den Hund zu treten, der auf dem Boden schläft.

Autobiografie-Anteil: 0 Prozent

## Kapitel 17 Die Sache mit der Penisklemme

Jetzt bin ich also auch dran. Zum ersten Mal in meinem Leben brauche ich die Dienste eines Sanitätsfachhandels. Ich suche mir ein entsprechend gekennzeichnetes Geschäft in der ostwestfälischen Provinz aus und bleibe erstmal vorm Schaufenster stehen. Lange bleibt mein Blick an einem Rollator im schwarz-gelben *BVB*-Design hängen. Ich überlege, ob ich den Anblick tröstlich oder beklemmend finden soll, bis ich den extra tiefen XXL-Getränkehalter für den Stadion-Bierbecher entdecke. Definitiv ein tröstlicher Anblick!

Drinnen erwartet mich ein Mitarbeiter, etwa in meinem Alter, mit (dementsprechend) schütterem Haar und weißem Kittel. Derart ausgestattet hält er die richtige Mischung aus Sterilität und Seriosität für mein Anliegen bereit.

»Ich bin sofort für Sie da«, ruft er mir durch die offene Hinterzimmertür zu, als er mich unter dem wilden Gebimmel der Türglocke eintreten sieht. Ich stelle mich an den Tresen und lasse den Blick schweifen, aber der bleibt schnell an einem ausgefüllten DIN-A5-Bestellformular hängen, das noch in seinem Block und mit Durchschlag, direkt vor mir auf der Theke liegt. Ein Kugelschreiber liegt quer über dem Papier, womöglich hastig abgelegt, um das Telefonat entgegenzunehmen, dessentwegen ich warten muss.

»Penisklemme für Hrn. Herbert Katenbrucher« steht da in gut lesbarer Druckschrift, gefolgt von der Adresse (ein Seniorenwohnheim), dem Stockwerk und der Zimmernummer als Anweisung für den Zusteller und, für alle Fälle, einer Telefonnummer mit hiesiger Ortsvorwahl. Ich frage mich, was genau eine Penisklemme ist, wie man sie verwenden könnte und ob es vielleicht einen Inkontinenz-Zusammenhang zwischen ihr und dem *BVB*-Rollatormodell im Schaufenster gibt. Vielleicht ist Herr Katenbrucher Dortmund-Fan und hat die Penisklemme wegen des 0,5l-Stadionbechers gleich mitbestellt.

Nachdem ich meine – im Vergleich dazu unverfängliche – Armschlinge angepasst bekommen habe, google ich Penisklemme und finde allerhand über Inkontinenz bei Männern

heraus. Ich lese die Rezensionen zu den unterschiedlichen Produkten aus weit entfernten Ländern mit weit voneinander entfernten Preisen. »Wenig überzeugend« heißt es da von einem User aus den Niederlanden, der zweieinhalb Sterne für ein Produkt aus Bangladesch vergibt, und »dålig klåmma« schimpft ein Schwede über dasselbe Fabrikat. Hätte Herr Katenbrucher sich in der Anonymität des Internets sein Heil- und Hilfsmittel bestellen wollen, hätte er, sofern er noch keines hat, ein Konto zum Beispiel bei *Amazon* eröffnen müssen, seine Identität bestätigen lassen, die Cookie-Einstellungen akzeptieren (»We care about your privacy.«), die AGB zur Kenntnis nehmen und bestätigen müssen, dass er von seinem Widerspruchsrecht in Kenntnis gesetzt worden ist. Spätestens beim Bezahlvorgang wäre ihm aufgefallen, dass »dieser Händler leider nicht am Bankeinzugverfahren teilnimmt«, eine Kreditkarte hat Herr Katenbrucher noch nie besessen und die Option *Paypal* hält er für das kostengünstige Probe-Abo eines Schmuddelheftchens. Kein Wunder, dass Hr. Herbert Katenbrucher seine Penis-klemme lieber beim Sanitätshaus seines Vertrauens bestellt, wo ihn jeder kennt. Ich jetzt auch.

Autobiografie-Anteil: 90 Prozent (wegen der Namensänderung)

## Kapitel 18 Die WG-Küche bei Erdbeben

Manchmal beginnt Fortschritt mit Rücktritt. Die Rücktritte zerknirschter älterer Herren mit hängenden Mundwinkeln haben mich als Mädchen und junge Frau immer mit vagem Optimismus erfüllt. So auch der Rücktritt, der in unserer WG-Küche stattfand.

Ein Erdbeben in Tbilisi bringt 2017 die Erinnerung zurück. Es sind nur ein paar Ruckler, aber immerhin mein erstes Erdbeben. Am Abend sitze ich mit Joanna an der schmalen schwarzlackierten Theke der *Bar Code* und weil sie aus San Francisco kommt, vermute ich, dass sie erdbebenerprobt ist. »Yep«, sagt sie. »I survived the one in '89.«

Während sie mir erzählt, wie ihr Vater damals den vierjährigen Sohn, ihren großen Bruder, unter dem Fernseher hervorgezogen hat, der auf ihn gefallen war, sitze ich in der Erinnerung wieder an unserem schwarzlackierten WG-Küchentisch und höre die Nachrichten. Im Herbst '89 haben wir uns daran gewöhnt, dass die Berichterstattung mit »In der DDR ...« beginnt. Im Sommer hat das mit den Ungarnurlaubern begonnen, die plötzlich zu Republikflüchtlingen wurden, mit Demonstrationen in Leipzig und den Szenen in der Prager Botschaft vom 30. September. Im Oktober '89 ist der Ausnahmezustand deutscher Alltag. Dann aber, am 18.10. um 20 Uhr, sagt der *Rias*-Nachrichtensprecher als Erstes: »San Francisco.«

Joanna berichtet, dass die Familie in eine Notunterkunft musste, aber immerhin sei niemand ernsthaft verletzt worden. Weil ich Freunde in Kalifornien habe, springe ich am 18. Oktober '89 von dem schwarzen WG-Küchentisch auf, als die Nachricht vom Erdbeben kommt. Wen soll ich zuerst anrufen? Die Zahl der Todesopfer ist noch nicht bekannt, das Ausmaß der Zerstörung noch vage. Da kommt die zweite Nachricht: »Berlin.«

»Wie lange musstet ihr in der Notunterkunft bleiben?«, frage ich Joanna, und sie kann es nicht sagen, weil sie erst zweieinhalb war und nur die Angst gefühlt hat. Aber daran, wie alles wieder gut wurde, kann sie sich erinnern.

»Irgendwann bekamen wir eine neue Wohnung zugewiesen.«

»Staatsratsvorsitzender Erich Honecker ist mit Wirkung zum heutigen Tag zurückgetreten«, sagt der *Rias*-Sprecher weiter, und da ist es wieder, unser tägliches deutsches Erdbeben.

»Zurücktreten« ist etwas, das eine freundliche Lautsprecherstimme am Bahnhof sagt, um die Reisenden daran zu erinnern, Abstand von der gefährlichen Bahnsteigkante zu halten. Diese sachliche Vokabel hallt um 20.02 Uhr durch unsere Küche und läutet alles Folgende ein: das Ende der DDR, den Todesstoß für den Warschauer Pakt und den Zusammenbruch der Sowjetunion, einem Weltreich von elf Zeitzonen und 120 verschiedenen Sprachen.

Dieses »Zurücktreten« ist wie Gebrüll aus dem Bahnhofslautsprecher: »Zug ist abgefahren!«

Autobiografie-Anteil: 100 Prozent

## Kapitel 19 Die Hammerschlag-Kassette

Meine Mutter sehnte sich ein Leben lang nach der fröhlichen und aussichtsreichen Mädchenzeit, die sie nie hatte. Ob es die wohlhabende Jugendfreundin (Renate, Vater: Arzt) oder die verliebten Nachbarjungs aus der Grundschule (einer davon Gregor, später Gemeindeorganist) wirklich gegeben hatte oder ob sie nachträglich ins Leben gerufen worden waren, um die Wunden der Nachkriegszeit zu verpflestern, habe ich nie herausgefunden. Alles, was ich von der Kindheit meiner Mutter weiß, sind ein paar Anekdoten, die jahrzehntelang sonntags an den Kaffeetafeln herumgereicht wurden. Eine davon betraf passenderweise Sonntage.

Mutter hasste Sonntage. Sie waren ihr einfach zu langweilig. Als sie es eines Sonntags absolut nicht mehr aushielt, ging sie zu Gregor rüber und klingelte. Er machte auf, und sie scheuerte ihm eine. Als er protestierte, hatte sie sich schon wieder zum Gehen gewandt und rief über die Schulter: »Das war noch von gestern.« An der Stelle hätte mich natürlich brennend interessiert, was denn gestern gewesen war, aber ich fragte nie. Ich spürte genau, dass man sich im Familienverband darauf geeinigt hatte, das Wesen meiner Mutter (»ein kleiner Filou«) in diesen wenigen Momentaufnahmen festzuzurren. Alles, was darüber hinausging, wurde, so die gemeinschaftliche Absicht, von diesem funzeligen Lichtkegel nicht erfasst.

So sehnte ich mich ein Leben lang danach zu erfahren, wer meine Mutter eigentlich war. Vor allem wollte ich wissen, wie sie ausgesehen hatte, bevor sich ihre platinblond gefärbten Haare zu einem mit Haarspray errichteten Gebäude auf ihrem Kopf türmten. Aber sie sagte, es gäbe keine Fotos von ihr als Kind.

In ihren jeweiligen Geldbeuteln verwahrte sie seit Jahrzehnten einen Schlüssel. Er ist kaum anderthalb Zentimeter groß, sehr flach und viel zu leicht für seine Wichtigkeit. Er passt zu einer hellgrünen Stahlkassette in sogenannter *Hammerschlaglackierung*\*. Solche tragbaren Mini-Tresore werden auf Vereinsfesten und Wohltätigkeitsveranstaltungen oft als

provisorische Kassen eingesetzt. Nie habe ich als Kind einen Blick hinein werfen dürfen, aber meine Mutter sagte, dort drinnen befänden sich ihre liebsten Erinnerungen.

Ich schließe auf und bin überrascht, wie leer die Kasette ist. Viele der dunkelroten Fächer sind nicht belegt und erst als ich den Plastik-Einsatz hochhebe, ergibt sich dasselbe Bild wie in all unseren Schubladen: ein wildes Durcheinander von Zeitungsausschnitten (*Elvis in Bremerhaven gelandet, Schulschiff Pamir gesunken*), die Wiegekarte von meiner Geburt im Marienhospital am Bonner Venusberg (»Trinkt gut« – ist das ihre liebste Erinnerung an mich?) und ein fest zusammengefalteter Brief in sehr kleiner, sorgfältiger Schrift (nicht die meines Vaters), datiert kurz vor ihrer Hochzeit im Sommer 1957 und unterschrieben mit »Gregor« (es gab ihn also wirklich). Ganz unten liegt ein Foto. Auf der Rückseite steht: »Münster 1948«. Es zeigt meine elfjährige Mutter mit Zöpfen am Klavier, und ich hätte sie darauf nie erkannt. Nicht nur, weil ich meine Mutter später nie mehr am Klavier sitzen gesehen habe. Auch nicht wegen der dunkelblonden Zöpfe, die ich genau so mit elf auch getragen habe. Sondern wegen ihrer Augen. Sie sind hell und kalt direkt in die Kamera gerichtet. Die Lippen meiner kindlichen Mutter sind fest verschlossen und verweigern jegliches Lächeln, das die Leere des Blicks hätte auffangen können. Sie scheint den Fotografen mit tiefer Verachtung anzusehen. Oder den Betrachter. Oder gleich die ganze Welt. Ich bin verwirrt. Das kann nicht dieselbe strahlende, immer lächelnde Schönheit sein, die ihre Umgebung mit dem sorgfältig geschminkten Blick von Aufmerksamkeit, Herzenswärme und Anteilnahme verzauberte. Schnell schließe ich wieder zu und die volle Bedeutung des abgegriffenen Spruchs: »Ich möchte sie so in Erinnerung behalten, wie sie im Leben war« wird mir klar: Es sind die alten Kaffeetafel-Geschichten, an die ich mich gewöhnt habe. Warum sollte ich mir das nachträglich ausbomben lassen?

»Sind Sie die Tochter?«, fragt mich die Pflegerin.

Als ich bejahe, sagt sie: »Ihre Mutter hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie müssen eine wundervolle Kindheit gehabt haben. Da haben Sie Glück gehabt.«

An ihrem unschuldig lächelnden Blick sehe ich, dass es keinen Sinn macht, sie ins Bild zu setzen.

Autobiografie-Anteil: 80 Prozent

*\* Der optische Vorteil der Hammerschlaglackierung liegt darin, dass die lackierte Oberfläche auch dann noch gut aussieht, wenn die Bauteiloberfläche selbst nicht ganz glatt und regelmäßig ist. Um den gleichen optischen Effekt bei einer Glattlackierung zu erreichen, müsste die Bauteiloberfläche oft nachbearbeitet, beispielsweise geglättet, poliert oder gespachtelt werden. Bei einer Hammerschlaglackierung entfallen diese Arbeitsschritte.*

(Quelle: Wikipedia)

## Kapitel 20 Sorgenpüppchen

Das Sorgenpüppchen aus Guatemala ist weg. Am Abend habe ich ihm, wie es in der Anleitung steht, ein Problem übertragen und die Figur unter mein Kopfkissen gelegt. Damit, so das Versprechen, würde meine Sorge am Morgen verschwunden sein. In der Tat denke ich nicht mehr über das Problem von gestern nach, sondern konzentriere mich auf ein neues: den Verlust der Puppe. Gemeinsam mit vier anders gestalteten Geschwistern in einem bunten Baumwollsäckchen ist sie ein Geschenk aus dem Eine-Welt-Laden unserer Stadt gewesen. Ich frage bei der Schenkenden nach: »Sag' mal, was ist, wenn man die Puppe morgens nicht mehr findet? Sie ist spurlos verschwunden.«

»Keine Ahnung. Muss aber kein schlechtes Zeichen sein«, beruhigt sie mich. »Sie hat sich einfach mit deiner Sorge auf und davon gemacht. Hauptsache ist doch, dass du die los bist.« In der Tat habe ich immer noch keinen Gedanken auf die Sache von gestern verwandt. Stattdessen fällt mir eine andere Abwesenheit wieder ein. Es ist Samstag, und ich muss putzen, aber den Bereich ums Bett spare ich großzügig aus, denn ich habe Angst, das Püppchen aus Versehen einzusaugen.

Meine Schwester lebte und starb in Unsichtbarkeit. Als hätte sie jemand versehentlich mit dem Staubsauger verschluckt. Berlin ist ein unordentlicher Bevölkerungshaufen, und eine Gestalt mehr oder weniger macht keinen Unterschied. Außer für mich. Sie ist weg und mit ihr meine Kindersorgen. In den sechs Jahren vor meiner Geburt übte sie schon mit Mutters Problemen. Sie bekam die Unzufriedenheit, die vage Scham, den eingebildeten Mangel, den ständigen Hunger, den falschen Mann, das falsche Geschlecht. Dann kam ich auf die Welt und wunderte mich, dass meine große Schwester schon mit zehn hängende Schultern und einen Rundrücken hatte, weshalb sie bei Tisch immer ermahnt wurde, sich gefälligst geradezuhalten. Die Sorgen wurden mit dem Abendessen ausgeteilt: das Schulversagen, die schiefen

Zähne, die zu geraden Haare, der »feiste Busen«, die falsche Freundin (es gab immer nur höchstens eine), der unfreundliche Gesichtsausdruck, das zu seltene Lächeln. Und was die Leute denken sollten über so ein schlecht gelauntes Mädchen. Das würde doch auf die Eltern zurückfallen. Womöglich dächten die Nachbarn, es ginge ihr bei uns nicht gut, und daran wäre dann ganz alleine sie schuld. Und was es denn jetzt schon wieder zu schmollen gäbe, sie meinten es doch nur gut, und dafür solle sie dankbar und nicht immer so empfindlich sein.

Bei meinem nächsten Besuch schenke ich meiner Mutter ein Bündel von fünf Sorgenpüppchen aus dem Eine-Welt-Laden. Als ich ihr das buntgestreifte Beutelchen aus Guatemala überreiche, erkläre ich ihr die Anwendung, und weil sie begeistert ist, vermute ich, dass ihr das Konzept vertraut vorkommt.

Drei Wochen nach dem Verlust meines Püppchens lässt sich das Staubsaugen nicht länger hinauszögern. Rund ums Bett gehe ich äußerst vorsichtig vor, und tatsächlich entdecke ich die Figur. Sie steckt bis zur Taille unter der Fußleiste und ist bedeckt mit Staub und Spinnweben von Tieren, die längst geflohen und gestorben sind.

»Da bist du ja wieder«, freue ich mich, säubere die Kleine, stecke sie zurück zu den anderen und nehme mir vor, sie nie wieder solcher Gefahr auszusetzen. Sie ist schließlich ein Geschenk gewesen. Monate später frage ich meine Mutter nach ihren Erfahrungen: »Hast du deine Sorgenpüppchen schon einmal benutzt?«

»Um Gottes willen, nein! Die sind doch so klein und niedlich. Denen könnte ich nie etwas antun.«

Autobiografie-Anteil: 70 Prozent

## Kapitel 21 Genau 17

*Die Aufgabe bei »Gotham Writers‘ Workshop« lautete: »Describe 2017 in exactly seventeen words.«*

Looking up to her lit hospital window I thought: »Please don't die before I finish this cigarette.«

If you like to argue that »don't« really is »do not« and therefore two separate words, just leave out the »please« in order to make it 17 again. After all, there is no »please« when it comes to death.

Autobiografie-Anteil: 100 Prozent

## Kapitel 22 Die Legende von den Spritzkuchen

Memory believes before knowing remembers.

William Faulkner, *Light in August*

Jedes Jahr im Advent erzählte meine Mutter mindestens einmal die Geschichte von den Butterspritzkuchen, und jedes Jahr sagte sie: »Ich war ungefähr so alt wie du jetzt«, und ich sah ihr an, dass sie im Moment des Erzählens genau so alt *war* wie ich, nämlich fünf, acht oder zehn Jahre.

»Wir waren evangelisch, aber meine Großmutter in Münster war katholisch. Alle Leute in Münster sind katholisch.«

Als ich die Geschichte zum ersten Mal hörte, bat ich meine Mutter, zu erklären, was denn genau der Unterschied zwischen katholisch und evangelisch sei.

»Also – die Katholiken verwenden Weihrauch im Gottesdienst, das ist das stinkende Zeug von neulich in der Kirche in Venedig, erinnerst du dich?«

»Iih.« Ja, ich erinnerte mich, denn mir war fast übel geworden von dem modrigen Geruch in der dunklen Basilika.

»Und dann stellen sie sich vor, dass sie beim Abendmahl tatsächlich den Leib Christi zu essen bekommen.«

»Iiih«, machte ich noch einmal, und damit hielt meine Mutter die religiöse Unterweisung für ausreichend und gelungen und kehrte zur Geschichte zurück.

Als Früchte der gottlosen Verbindung meiner Großmutter mit einem Protestanten waren meine Mutter und ihre Schwester Ketzerkinder und im Katholikenhaushalt meiner Münsteraner Urgroßmutter unerwünscht. Zu verdanken hatten sie dies einer Reihe von Entscheidungen, die ihre Mutter, also meine Oma, vor nunmehr 100 Jahren getroffen hatte und die sich grundlegend auf die nachfolgenden Generationen auswirkten. Die erste dieser Weichen-

stellungen war, an einem warmen Sommertag Mitte der 1920er einen Zug von Münster nach Dortmund zu nehmen. Holzklasse natürlich. Benannt nach der Beschaffenheit der Sitze, die man sich etwa so wie die in der Berliner S-Bahn vorstellen muss. Und wen trifft man in solchen Zugabschnitten? – Angehörige der Holzklasse natürlich. Im Falle meiner Oma war das ein fescher Bergmann aus Recklinghausen. Ich habe meine Oma nur in fortgeschrittenen Alter kennengelernt, aber ich kann mir vorstellen, dass es den jungen Mann einiges an Mut gekostet haben muss, sie anzusprechen. Am Ende der Kettenreaktion, die auf diese Begegnung folgte, stand der eigentliche Fehltritt meiner Großmutter, nämlich den feschen Bergmann zu heiraten, obwohl er Protestant war. Ob sie an dem warmen Sommertag noch nach Dortmund fuhr oder gleich in Recklinghausen ausstieg, ist übrigens nicht überliefert.

Nach dem Krieg fanden sie und ihre Töchter aus Barmherzigkeit dann doch vorübergehend Unterschlupf bei den katholischen Münsteranern, wo sich die Szene ereignete, an die sich meine Mutter jeden Advent aufs Neue erinnerte.

»Oma Münster«, fing sie an zu erzählen, »hatte für meine Cousins und Cousinen, die im Advent zu Besuch kommen würden, Spritzgebäck gemacht, und als sie mich zum Kartoffelholen in den Keller schickte, roch ich die Butter an einem Säckchen, das neben den Putzsachen im Treppenabgang hing.«

Dazu muss ich erklären, dass meine Mutter verrückt nach Butter war. Oft, wenn sie uns Schulbrote machte, steckte sie sich blitzschnell eine Messerspitze Butter in den Mund, und es ekelt mich bis heute, wenn ich daran denke. Sie mochte es nicht, wenn ich sie dabei beobachtete, und murmelte: »Das kommt noch vom Krieg.«

Meine »kleine Mutti«, wie sie später genannt werden würde, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, wollte gerade dem Buttergeruch nachgehen, als Oma Münster nach ihr sah und sie gleich auf der Treppe ertappte.

»Was is'n da drin?«

»Das sind nur Hundekuchen. Komm jetzt! Hast du die Kartoffeln?«

Immer beim Backen hörte ich später die Geschichte von den Butterspritz- beziehungsweise Hundekuchen aufs Neue. Es war eine jener Familienlegenden, die man sich nicht erzählt, um etwas Neues mitzuteilen, sondern um etwas Altbekanntes zu festigen. Die böse katholische Großmutter zog die Cousins gleichen Glaubens vor, fütterte diese mit Spritzkuchen und meine evangelische Mutter ging, mit einer Lüge abgespeist, leer aus. Zu Jubiläen, Jahresfesten und Wiedersehen mit Verwandten, die kriegsbedingt über ganz Deutschland verstreut lebten, erzählte man sich Anekdoten wie diese. In einer Zeit, in der die große Geschichte nicht taugte, um sich darin einzurichten, gehörten Episoden wie Mutters Spritzkuchenerlebnis zum Gründungsmythos der neuen jungen Familien. Man empörte sich gemeinsam beim Verzehr von Kaffee und Kuchen über geheuchelte katholische Frömmigkeit, und die Kinder streuten hin und wieder ein »Iiih« ein, wenn die Sprache auf Weihrauch und den Leib Christi kam. Wir gingen jedes Mal bestärkt in unseren aufklärerischen Werten aus diesem Ritual hervor.

Während meines letzten Grundschuljahrs fiel in einem Advent so oft der evangelische Religionsunterricht aus, dass ich häufig vorzeitig und unangekündigt noch am Vormittag wieder nach Hause kam. Einmal bemerkte ich den Geruch von Zimtsternen in der Wohnung, und da ich verrückt nach Zimt bin, ging ich dem sofort nach, das heißt: in die Küche. Mutter stand am offenen Fenster, putzte die Arbeitsfläche und begrüßte mich knapp: »Du bist schon da?«

Ich fragte nach den Zimtsternen, aber sie winkte ab: »Nein, nein, ich habe mir Haferflocken mit Milch und Zimt gemacht gegen meine Magenschmerzen.«

Ich wusste augenblicklich, dass das eine Lüge war. Mutter hatte nie Magenschmerzen – das war die Krankheit meines Vaters – und Haferflocken mit Milch hätte sie nie angerührt. Eine Lüge also, und ich zog mich erst einmal verwirrt zurück. Sofort dachte ich an die Spritzkuchensaga und wurde wütend. Konnte es sein, dass sich die Lüge in unsere Familie eingeschlichen hatte – womöglich, weil man sie so oft beschwor? Es klopfte, die Tür ging auf und meine Mutter erschien mit einem Tellerchen, auf dem drei Zimtsterne lagen.

»Also gut. Ich wollte euch eigentlich damit am ersten Advent überraschen, aber wozu sollte ich dich warten lassen?«

Sie hielt den Teller feierlich in die Luft und kommandierte: »Augen zu, Mund auf« und legte mir ein noch warmes Keksen auf die Zunge, wo es augenblicklich schmolz.

Ich öffnete die Augen und fasste mir ein Herz, um einen Verdacht zu äußern, der an mir nagte: »Sag' mal, woher weißt du eigentlich so genau, dass damals wirklich Spritzkuchen in dem Säckchen waren?«

»Oh! Oma Münster hat mir und meiner Schwester am nächsten Sonntag davon gegeben und gesagt, sie habe gewollt, dass wir noch bis zum ersten Advent warten.«

Ich war platt vor Überraschung. Der Teil der Erinnerung war neu.

»Warum hast du denn das nie miterzählt?«

Mutter dachte einen Moment nach. »Weiß nicht, das passte irgendwie nicht zur Geschichte.« Sobald ich es mir leisten konnte, habe ich mir übrigens eine Bahncard für die erste Klasse gekauft. Ich benutze sie nicht auf jeder Strecke, aber immer für den ICE in Richtung Dortmund.

Autobiografie-Anteil: 60 Prozent

## Kapitel 23 Abgelenkte Sternsinger

Es muss am Dreikönigstag 2003 gewesen sein, als ich mit der Tradition der Sternsinger Bekanntschaft machte. Im gerade vergangenen Jahr waren wir ins katholische Süddeutschland gezogen und kurz darauf bekamen wir eine Katze geschenkt. Eine schwarze.

Ich räumte gerade den Feiertags-Frühstückstisch ab, als ich vom Küchenfenster aus ein Grüppchen verkleideter Kinder und Jugendlicher von Tür zu Tür gehen sah. Offensichtlich sammelten sie Spenden. Ich schaffte es gerade noch, meinen Geldbeutel aus der Handtasche an der Garderobe zu kramen, als es auch schon klingelte.

»Wir tragen mit uns einen Stern und künden euch die Botschaft gern«, kam es glockenhell aus Kinderkehlen, und ich wäre gerührt gewesen, wenn unter den jungen Gesichtern nicht ein schwarz eingefärbtes gewesen wäre, das mich ein bisschen an Halloween erinnerte. Ausgerechnet dieser Fake-Farbige war es, der das anschließende Lied unterbrach, um »Iih, schwarze Katze!« zu rufen, und mit dem (weißen) Finger auf meine noch nicht ganz ausgewachsene Kätzin zeigte, die sich zum ersten Mal an die Haustür traute.

»Du musst ja gerade reden!«, entfuhr es mir, worauf die anderen ihren Gesang auch aufgaben und in Gelächter ausbrachen. Beleidigt nahm der schwarze König die Kreide zur Hand und kritzelte den Segensspruch fürs neue Jahr an die Tür. Er war der Größte und konnte als Einziger die hohen Türkanten erreichen, aber man sah ihm an, dass er die Aufgabe gerne den anderen überlassen hätte. Ohne mich und meine schwarze Katze noch eines Blickes zu würdigen – und ohne, dass ich meine Spende hätte loswerden können – ließ er sein Trüppchen kehrtmachen und führte es zum Nachbarn. Als ich die Tür schließen wollte, fiel mein Blick auf den Spruch: »20\*C+M+B+02« stand da. Unser Haus hatte einen rückwirkenden Segen für das gerade vergangene Jahr bekommen!

Je mehr ich darüber nachdachte, desto besser gefiel mir diese Unachtsamkeit. Denn ob ein Jahr in der Rückschau glücklich oder unglücklich war, ist eine Sache der eigenen Einstellung.

Genau wie der Aberglaube rund um schwarze Katzen.

Autobiografie-Anteil: 20 Prozent

## Kapitel 24 Krippenspiele

Jedes Jahr zu Weihnachten tobt am Rande der Krippe ein leiser Krieg zwischen Max und seinem Vater. Max ist der Meinung, dass die am schäbigsten gekleidete, barfußige Hirtenfigur mit einem lahmen Lamm auf dem Rücken, ganz nach vorne in die Nähe des neugeborenen Jesuskindes gehört. Sein Vater meint, allein den Heiligen Drei Königen gebühre diese Ehre aufgrund ihrer prächtigen Kleidung und hohen Geburt. Beide Standpunkte werden aber keineswegs mündlich vertreten, sondern auf folgende Weise:

Max schummelt seinen bevorzugten Junghirten im Laufe des Tages zum Jesuskind vor, und am Abend verweist der Vater ihn wieder in eine der hinteren Reihen. Dort versperrt das dicke Kamel eines der Könige aus dem Morgenland dem armen Hirten und dem Lamm auf seinen Schultern die Sicht auf den Tröster der Menschheit. Im Laufe des nächsten Feiertages mogelt Max daher den Hirtenbub zunächst auf Lücke zwischen Kamel und dem gekrönten Reiter, der es am Zügel führt. Dann, um die Zeit des Nachmittagskaffees im Schutze der Dämmerung, stellt er ihn ganz frech vor alle drei Majestäten. Dazu muss gesagt werden, dass der kleine Hirte kniet und außerdem sein Haupt in Ehrfurcht vor dem Kinde so weit gesenkt hält, dass die freie Sicht der Könige nicht beeinträchtigt wird. Wenn Max dann auch noch eine Kerze im Stall anzündet, leuchtet das weiße Fell des kleinen Lammes auf den Schultern des Hirten wie ein lebendiger Heiligenschein. Es scheint Max, als genieße das kranke Tier die Nähe des Heilandes, mit dem es jetzt auf Augenhöhe ist. Die drei Herren aus dem Morgenlande, ohnehin viel zu früh am Schauplatz, überragen die kleine Gruppe um das Doppelte (ganz zu schweigen von dem Riesenkamel), und so sagt sich Max, dass deren Position doch ebenso komfortabel ist wie zuvor. Bei Sonnenaufgang jedoch hat alle Vorwitzigkeit ein Ende, und die alten Verhältnisse sind wiederhergestellt. Der Hirtenjunge ist wie von Geisterhand auf seinen Platz im Schatten des Kamelhinterns verwiesen worden.

Es wird klar, dass das unausgesprochene Krippenprotokoll durch noch so beharrliche Vorstöße eines Einzelnen nicht zu beeinflussen ist. Max beobachtet, dass die Wiederherstellung der alten Verhältnisse unterm Tannenbaum zwar, wie erwartet, durch die Hand seines Vaters stattfindet, aber ohne jeglichen Kommentar oder gar Geschimpfe. Es gibt noch nicht einmal einen Seufzer über die Unvernunft des Sohnes oder ein vorwurfsvolles Wort an die Mutter, welche die Ordnungswidrigkeit hätte bemerken und unterbinden sollen. Auf dem Rückweg von der Küche, mit einem Leberwurstbrot in der linken Hand, ordnet der Vater mit der rechten, quasi im Vorübergehen, die Figuren in ihre obrigkeitshörige Reihenfolge ein. Es geht ihm gar nicht um so große Dinge wie Privilegien oder Gleichheit, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, sondern um die gewohnheitsmäßige Wahrung einer Gewohnheit – um bloßes Aufräumen, weiter nichts.

In den untätigen Feiertagsstunden beginnt Max eine grundlegende Stallrevolution zu planen. Vorbei ist es mit der Überlegung, ob die Könige durch den Vorstoß seines Hirtenbuben beeinträchtigt werden. Alle Kronenträger müssen verschwinden! Schließlich gibt es noch das ganze restliche Hirtenvolk, für das der Blick auf Gottes Sohn freigeräumt werden muss. Hat Max nicht im Religionsunterricht gelernt, dass *sie* auserwählt sind, den ersten Blick auf das Christuskind noch in der Stunde seiner Geburt zu werfen? Um die eingespielten Abläufe rund um die Krippe zur Tages- und Nachtzeit nicht zu unterbrechen und womöglich Verdacht zu erregen, stellt er am folgenden Nachmittag seine Lieblingsfigur wieder in ihre aufmüpfige Position. Zur gewohnten Zeit verabschiedet er sich ins Bett und versteckt einen Wecker unter seiner Decke. Der erinnert ihn um vier Uhr morgens an sein großes Vorhaben. Ihn fröstelt, und bei dem Gedanken, der einzig Wachende unter lauter dämmernden Seelen zu sein, fühlt er sich wie auserwählt.

Im Pyjama schleicht er die Treppe hinunter, um in präzise geplanten Arbeitsschritten seine Tat zu vollstrecken. Alle drei Könige werden zunächst lautlos auf einen vorbereiteten Heuhaufen aus Bethlehems Stall gelegt. Dann wählt Max eines der Holzstücke aus, auf denen die

Jesuskrippe ruht. Sanft setzt er das Kindlein auf den Stallboden und legt das Holzklötzchen unter einen der Könige. Dabei will er gar nicht nachdenken, ob es Kaspar, Melchior oder Balthasar ist, denn nun holt er ein Schweizer Offiziersmesser aus der Pyjamatasche, klappt die größte und schärfste Klinge aus und zielt auf die Stelle zwischen Schlüsselbein und Ohransatz. Er holt aus, die Klinge trifft den Hals des Königs, Kopf und Krone zerspringen in Stücke und bröckeln ins Heu. In Max weckt dieser Anblick nichtssagender Gipskrümel den Ehrgeiz, seinen nächsten Hieb so zu dosieren, dass der Kopf möglichst erhalten bleibt. Und so verfährt er mit Melchior und Balthasar – oder sind es Balthasar und Kaspar? – zunehmend fachmännischer.

Am Ende liegen drei kopflose Könige im Heu zwischen dem Jesuskind vor seiner demontierten Krippe und den Hirten und Schafen, die nun etwas schutzlos wirken. Nachdem sich Max, zufrieden mit seinem Werk der Zerstörung, die Hinrichtungsszenerie noch einmal eingehend besehen hat, säubert er den Holzbock von Gipsspritzern und stellt ihn wieder unter die Krippe. In diesem Moment nähert sich seine Katze laut miauend und erinnert ihn daran, dass sein Morden nicht unkommentiert bleiben wird. Max streichelt die Katze, bis sie nur noch leise schnurrt, und tritt die Flucht ins Bett an.

Geweckt wird er vom Schimpfen seiner Mutter, die das Tier für das Massaker an den Gipsfiguren verantwortlich macht. Sie hat sich schon des Öfteren an der Krippe zu schaffen gemacht. Als Max die Treppe hinuntersteigt, sieht er schon von oben, dass die Hirten in perfekten Reihen um den frisch gestaubsaugten Stall stehen, während die Könige in ihren Pappkartons in den Keller gebracht worden sind. Der Vater murmelt in die Zeitung vertieft, er werde sehen, ob Kleben sich überhaupt lohne. Die Katze beobachtet die neue Szenerie beleidigt von ihrem Korb aus, und der Hirte mit dem lahmen Schaf auf den Schultern kniet jetzt in der allerersten Reihe direkt neben den Holzböcken, auf denen des Christkinds Krippe ruht.

Autobiografie-Anteil: 30 Prozent